4. Quartal 1998 Nr. 29

ZAG

antirassistische zeitschrift

erscheint vierteljährlich
Postvertriebsstück A 12057 F

6 DM

SPORT UND RASSISMUS



Postvertriebsstück A 12057 F – Gebühr bezahlt

ZAG/Antirassistische Initiative e.V., Yorckstraße 59, HH, 10965 Berlin

INHALT

Die ZAG hat stets Interesse an Artikeln aus dem Bereich Antirassismus. Am liebsten sind uns klar strukturierte Artikel mit nicht mehr als 8.000 Zeichen, die auf keinen Fall mit „Seit der Abschaffung des Asylrechts..." beginnen sollten. Texte bitte einmal auf Diskette im MS-DOS- oder Winword-Format und einmal ausgedruckt an untenstehende Adresse senden. Da die Redaktion sich Überarbeitungen und Kürzungen vorbehält, bitte unbedingt eine Kontaktadresse angeben.

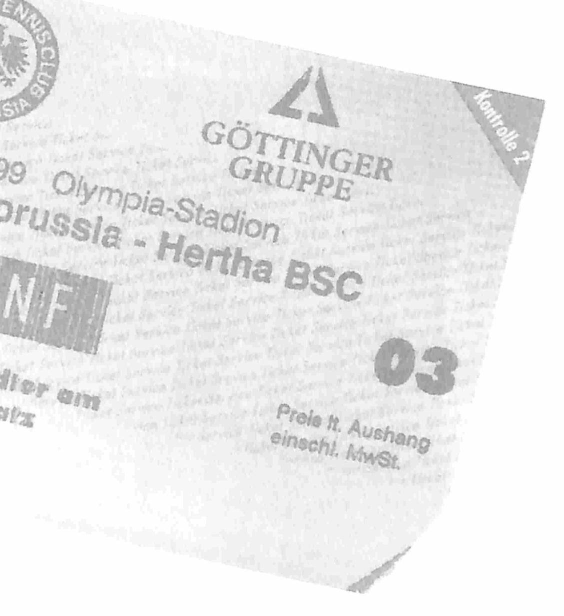
Impressum
ZAG – antirassistische Zeitschrift
Herausgeberin
Antirassistische Initiative e.V.
Redaktion
Jürgen, Tobias, Albert, Markus, Lela
Redaktionsanschrift
ZAG/Antirassistische Initiative
Yorckstr. 59, HH, 10965 Berlin
fon 030/785 72 81
fax 030/786 99 84
neue email:
zag@mail.nadir.org
neue homepage:
http://www.nadir.org/periodika/zag
Konto
Antirassistische Initiative e.V.
Stichwort ZAG
Bank für Sozialwirtschaft
Konto-Nr.: 303 96 01
(ARI: 303 96 00)
BLZ: 100 205 00
Erscheinungsweise: vierteljährlich
V.i.S.d.P.
Peter Finger
Layout
zusammen gestalten
Titelfoto
Markus Stilo
Druck
Eindruck Berlin

Redaktionsschluß
für die nächste Ausgabe: 15.2.99
Es gilt die Anzeigenpreisliste vom 15.12.97



Foto: Markus Stilo

Danke,
für jeden neuen Morgen ...,
Danke, für jeden neuen Tag ...



Die Welt ist so undankbar geworden. Da macht man Jahr für Jahr aus unter größten persönlichen Entbehrungen (Verzicht auf Couchpotating, Fußballübertragungen und Privatleben) eine antirassistische Zeitschrift, und nie kriegt man einen Leserbrief. Obwohl die Abokündigungen meist in einem sehr herzlichen Ton gehalten sind. Aber es gibt noch Hoffnung in dieser kalten Welt. Jüngst ereilte uns wie aus heiterem Himmel eines dieser seltenen Dinge. Dazu noch von einem Pfarrer, der Wert darauf legt auch Schulmeister zu sein. Nachzulesen auf der Seite 38.

Bedanken wollen wir uns hier auch nochmal beim AStA TU für die Finanzierung der letzten Ausgabe und bei allen FreundInnen und AbonentInnen für ihre Spenden, prompten Rechnungsbegleichungen und aufmunternden Worten nach unserem Hilferuf in der letzten Ausgabe. In diesem Zusammenhang muß hier auch einmal Erwähnung finden, daß wir dem Programmierer unseres Aboprogramms, der für jeden Fehler den er rausnimmt, zwei neue einbaut, bisher keinerlei warmen Gefühle der Dankbarkeit entwickeln konnten. Für eventuell doppelt oder verspätet versandte Rechnungen möchten wir uns hiermit bei den LeserInnen entschuldigen. Aber trotz aller Softwareprobleme: Wir finden jeden der nicht zahlt.

Bedanken können sich auch schon mal viele MigrantInnen und Flüchtlinge bei der neuen Regierung. Dafür daß die Grünen es bedauern, doch nichts mehr am Asylrecht ändern zu können und der Ex-RAF-Anwalt und große Lauscher Otto Schilly vollmundig die Fortsetzung der Abschottungspolitik angekündigt hat. Diese neue Mitte wird dann vermutlich auch die Abschiebung vom „Mehmet" gutheißen, wobei der neue Außenminister Joscka, Verzeihung, Josef heißt er ja jetzt, sich bestimmt dafür einsetzen wird, daß „Mehmet" auch im türkischen Knast Vollkornmüsli zum Frühstück bekommen wird.

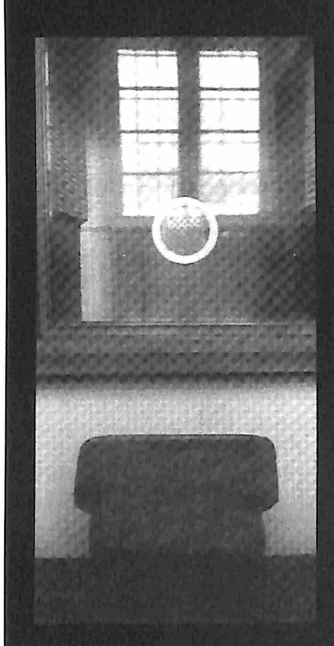
Dankbar auch dafür, daß der Posten der/des Ausländerbeauftragten weder durch eine engagierte fachkundige, noch eine türkischstämmige Person besetzt worden ist. Na Hauptsache, es dient der Regierungstauglichkeit. Wäre Herr Stollmann dann nicht auch eine Alternative gewesen?

Bedanken möchte sich die mehrheitlich fußballbegeisterte Redaktion auch bei der Mannschaft von Tennis-Borussia Berlin, die die „Hertha-Würstchen" (BZ) mitsamt ihres „Wir bauen eine U-Bahn nach Ausschwitz" gröllenden Anhangs aus dem Pokal geworfen haben. Mehr und etwas genaueres zum Thema Sport und Rassismus (ja, diesmal wieder ein „und"), ab der Seite 13.

Und wenn Ihr Lektüre fertig habt und nichts mit den langen Winterabenden anzufangen wißt, dann schreibt uns doch mal. Auch wenn ihr nicht das Priesterseminar besucht habt.

Ein gesegnetes neues Jahr wünscht schonmal,

die ZAG-Redaktion.



From Death Row

„Gerechtigkeit ist nur ein emotionales Gefühl"

Wiederaufnahmeantrag Mumias abgelehnt

Am Freitag, den 29. Oktober hat der Oberste Gerichtshof von Pennsylvania den Wiederaufnahmeantrag von Mumia Abu-Jamal abgelehnt. Damit ist der Weg für Pennsylvanias Gouverneur Ridge frei, einen neuen Hinrichtungsbefehl für Mumia zu unterschreiben und ein neues Hinrichtungsdatum innerhalb einer Frist von 60 Tagen festzusetzen. Mumias Anwälte werden dagegen – wie schon im August 1995 – gerichtlich vorgehen. Sie werden einen Antrag auf Aussetzung der Hinrichtung vor einem Bundesgericht beantragen und darauf verweisen, daß Mumia noch mehrere Berufungsschritte für seinen Wiederaufnahmeantrag im Bundesgerichtssystem offen hat. Eigentlich darf ein Todeskandidat nicht hingerichtet werden, solange er oder sie noch offene Berufungsschritte hat. Es ist daher davon auszugehen, daß ein Bundesgericht den Hinrichtungsbefehl wieder aussetzen wird. Trotzdem ist es in der jetzigen Situation absolut notwendig, unseren Protest gegen die Ablehnung von Mumias Wiederaufnahmeantrag und unsere Forderungen – nämlich seine sofortige Freilassung, ein neues Verfahren und die Abschaffung der Todesstrafe – an die Öffentlichkeit zu bringen. Der bundesweite Zusammenschluß Autonomer Mumia Soligruppen ruft daher für Samstag, den 7.11. zu dezentralen Aktionen vor US-amerikanischen Einrichtungen in möglichst vielen Städten auf. Darüber hinaus wird es innerhalb des nächsten Monats eine Entscheidung über eine bundesweite Mumia-Solidemo in Berlin geben. Also, achtet auf Neuigkeiten in den Tageszeitungen und organisiert Veranstaltungen, schickt Protestfaxe und laßt Euch was einfallen.

Mumia selber schreibt dazu am 31. Oktober:

„Wieder einmal hat uns der Oberste Gerichtshof von Pennsylvania gezeigt, wie die beste Gerechtigkeit aussieht, die das Geld der Polizeigewerkschaft Fraternal Order of Police (FOP) kaufen kann. Indem sie Vernunft, ihre eigene Rechtssprechung und fundamentale Grundsätze von Gerechtigkeit ignoriert haben, sind sie zum Würgegriff des Todes zurückgekehrt. Wie ein Echo der verquasten Logik von Richter Albert Sabo beweist das Urteil des Obersten Gerichtshofs ein verblüffendes Vertrauen in die Staatsanwaltschaft. Wenn es fair sein sollte, ein Richtertribunal zu haben, das teilweise von der FOP bezahlt wird – wie von den Obersten Richtern selber zugegeben wird – und von dem mindestens ein Richter sowohl als Staatsanwalt als auch auch am nächsten Tag als Richter agieren kann –, dann ist ein ‚faires Verfahren' ein genauso hohler Begriff wie das Wort ‚Gerechtigkeit'. Um Richter Sabo zu zitieren: Es ist ‚nur ein emotionales Gefühl'.
In den letzten Monaten hat der Oberste Gerichtshof von Pennsylvania Todesurteile in Fällen bestätigt, in denen ein unparteiisches Lesen der Anhörungsprotokolle oder Plädoyers eine ehrliche Bestätigung der Urteile einfach unmöglich gemacht hätte. Sie haben alle Beweise von Unschuld ignoriert, klare Fälle von Geschworenenbeinflussung übersehen, und sich geweigert, Fälle, in denen die Inkompetenz des Verteidigers deutlich zu Tage getreten ist, zur Kenntnis zu nehmen. Was sie in meinem Fall gemacht haben, ist ein weiteres Beispiel für dieses Vorgehen. Ihre Entscheidung ist eine politische Entscheidung, die von der FOP am Vorabend der Kongreßwahlen bezahlt wurde. Es ist ein Unglücksnachtgeschenk von einem Gericht, das einen Hang zum Makabren hat.
Ich finde es schade, daß dieses Gericht sich nicht auf die richtige Seite der Geschichte gestellt hat. Aber ich bin davon nicht überrascht. Jedes Mal, wenn unsere Nation an einen Scheideweg in der Rassismusfrage gekommen ist, hat sie sich für den Weg der Kompromisse und des Verrats entschieden. Am 29. Oktober 1998 hat der Oberste Gerichtshof von Pennsylvania ein kollektives Verbrechen begangen: Es hat den juristisch vorgegebenen Weg ignoriert, ein faires Verfahren abgewürgt und Gerechtigkeit mit den Füßen getreten.
Aber auch nach diesem juristischen Todesurteil – mit leichter Hand getroffen – bleibe ich unschuldig. Ein Gericht kann einen unschuldigen Menschen nicht schuldig machen. Jede Entscheidung, die auf Ungerechtigkeit beruht, ist keine Gerechtigkeit. Der gerechte Weg für das Leben, Freiheit und Gerechtigkeit kann nur weitergehen."

Mumia Abu-Jamal

Es liegt an uns, dauerhaft was draus zu machen

Kurzinterviews zur „Karawane" während des Abschlußkongresses am 20. September 1998



Fotos: Albert Zecheru

ICH BIN IN Neuss eingestiegen und dann die ganzen Ruhrgebietsstationen bis Köln mitgefahren: Duisburg, Bochum, Wattenscheid, Oberhausen. Ich finde es eine sehr, sehr gute Aktion. Ich glaube, daß innerhalb der Karawanengruppe eine Menge passiert ist an Kommunikation und Diskussion. Was ich aber auch finde, ist, daß die Resonanz aus der Öffentlichkeit in den Städten sehr gering war und die Medienresonanz genauso. Auf der Strecke, wo ich mitgefahren bin, fand ich das Beste und auch Wichtigste die Demonstration in Wattenscheid gegen das Nazi-Zentrum, wo 600 Leute teilgenommen haben. Da war eine unheimlich gute, kraftvolle Stimmung. Außerdem fand ich es total wichtig, daß die letzten 10 Tage illegalisierte Leute aus dem Wanderkirchenasyl mitgehen konnten. Das finde ich einfach total klasse, weil sie so auch öffentlich ihre Stimme erhoben haben.

Bettina, Kölner Netzwerk „kein mensch ist illegal"

ICH BIN SEIT Berlin mitgefahren, war zwischendurch ein paar Tage weg und bin dann wiedergekommen. Ich finde das Wichtigste, daß Flüchtlingsgruppen und verschiedene Gruppen angefangen haben, sich zu organisieren und zusammenzuarbeiten, die vorher nie etwas miteinander zu tun gehabt haben. Persönlich fand ich die Stimmung, die in dem Bus war und auch wie die Leute miteinander umgegangen sind, total angenehm. Schlecht fand ich, daß das Medienecho eigentlich immer nur lokal war, in den Städten, wo wir gerade waren, überregional ist da eigentlich nichts gelaufen.

Nelly aus Berlin

ICH BIN VON Hamburg bis Kassel mitgefahren und später nochmals bis nach Köln. Für mich gibt es jetzt noch kein wirkliches Resultat der Aktion. Wichtig finde ich, daß wir erreichen konnten, daß einige Mitglieder unserer Gruppe, die von der Polizei festgenommen worden waren, wieder freigelassen wurden, nachdem wir vor der Polizeistation demonstriert hatten. Für mich persönlich war wichtig, als ich in Rostock vor dem Rathaus zur Öffentlichkeit gesprochen habe und erzählt habe, wie es ist in Mecklenburg Asyl zu beantragen, was ich selbst erlebt habe.

Akubuo C., The Voic

ICH HABE IN der Vorbereitung mitgemacht, bin von Bremen aus bis nach Hamburg mitgefahren, war dann im Koordinationsbüro und bin dann die letzten zwei Wochen von Tübingen bis nach Köln mitgefahren. Mein Fazit ist, daß letztlich das Ziel erreicht wurde, verschiedenste Flüchtlings- und MigrantInnenorganisationen zusammenzubringen. Das war nicht selbstverständlich. Das Ziel „bundesweit" auf die Beine zu stellen ist geglückt und ist es auch eine sehr gemischte Kerngruppe zustande gekommen. Jetzt liegt es an uns da dauerhauft was draus zu machen. Mir ist aufgefallen, daß die Beteiligung von Deutschen in keinem Verhältnis zur Beteiligung der Flüchtlinge und Migrantinnen stand. In verschiedensten Städten haben uns Leute gesagt, ich vermisse auf dieser Demo die Hälfte der Leute, die normalerweise auf allen Demos sind. In Köln war das auch sehr auffällig, das lag nicht allein an der gleichzeitigen großen Demo in Rostock. Das ist vielleicht etwas, wo man als linke antirassistische Gruppe doch in Zukunft mal dran arbeiten sollte. Ohne das mit anderen abgesprochen zu haben, würde ich persönlich sagen, die deutsche Linke hat sich bei der Karawane auffällig zurückgehalten. Für mich persönlich war ein Erlebnis in Wiesbaden am beeindruckensten, wo sich spontan in einem bestimmten Viertel ArbeitsmigrantInnen der Demonstration angeschlossen haben. Das waren bestimmt 50 Leute, das fand ich sehr beeindruckend.

Jan vom Arab

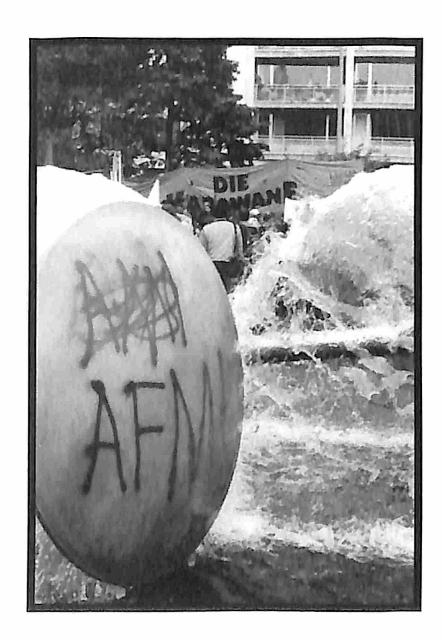


ICH BIN VON Anfang bis Ende mitgefahren, mit einer ganz kurzen Unterbrechung. Ich habe im letzten halben Jahr in der Vorbereitung der Karawane mitgearbeitet, weil Bremen ja die bundesweite Koordination übernommen hatte. Was sehr gelungen ist bei der Karawane, ist der Ansatz einmal eine Aktion zu machen, die sich eben generell gegen Rassismus richtet und gleichzeitig eine Verbindung schafft zwischen den unterschiedlichen Gruppen, gerade auch zwischen Flüchtlings- und MigrantInnengruppen. Und die waren in diesem Bündnis, auch in der Kerngruppe der Karawane, sehr sehr stark repräsentiert und haben die Inhalte geprägt. Viele Leute haben gesagt, so eine Demonstration hat es seit Jahren nicht mehr gegeben, mit soviel Flüchtlings- und teilweise auch MigrantInnenbeteiligung. Insofern würde ich sagen, hat die Karawane auch einen Erfolg gehabt und etwas geschaffen, was es so noch nicht gab. Auf der anderen Seite sind viele grundlegende Konflikte, die zwischen den Gruppen bestehen, nicht gelöst worden. Das ist die Schwäche dieser Allianz.

Danja Schönhöfer, Antirassismusbüro in Bremen (Arab)

ICH WAR DIE ganze Zeit dabei. Ich finde, man muß die Ergebnisse der Karawane unter verschiedenen Aspekten betrachten. Für mich ist es teilweise das Politisch-Inhaltliche, was wir in Zukunft machen werden, und teilweise auch die Beziehungen, was innerhalb der Karawane läuft. Das müssen wir genauso diskutieren und auswerten. Und ernstnehmen. Wenn wir gegen Rassismus kämpfen, dann müssen wir auch, auch als Männer, den Sexismus gut begreifen und auch zu unserem Thema machen. Was wir leider nicht gemacht haben. Vielleicht wäre ein so großer Fall wie gestern nicht passiert, wenn man auch Kleinigkeiten zum Thema machen würde. [1] Sehr wichtig war für mich diese neue Verbindung und die Zusammenarbeit zwischen ganz unterschiedlichen Herkunftsländern von Flüchtlingen und MigrantInnen und auch deutschen AntirassistInnen, das war ein gutes Erlebnis für mich.

Aidhber, Göttingen, Mitglied der Karawanengruppe



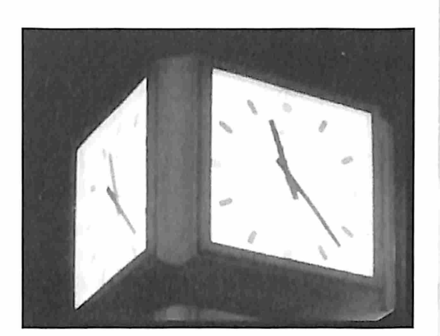


ICH BIN NUR kurz, nämlich von Bonn nach Neuss mitgefahren, und war bei den Demos in beiden Städten dabei. Die Stimmung unter den Leuten hat mir sehr gut gefallen. Auch die Abschlußdemo gestern war richtig gut, ungeheuer viele ImmigrantInnen- und Flüchtlingsgruppen, bestimmt zwei Drittel der Teilnehmer, und gute Stimmung. Im Moment bin ich allerdings total von diesem Kongreß entnervt. Daß sich die Leute, die solche Kongresse vorbereiten, nie richtig Gedanken darüber machen, wer hier eigentlich hinkommt! Ich habe heute noch nichts gehört, was ich noch nicht wußte und das geht den allermeisten Leuten hier so. Die wirklich interessanten Fragen nach den Perspektiven stehen wieder am Schluß und bei einer Anfangsverspätung von eineinhalb Stunden ist schon jetzt klar, daß das wieder hintenrunterfallen wird. Aber trotzdem müssen wir uns jetzt schon zwanzig Minuten einen Kriegstanz von, ich weiß nicht wer das ist, aber es sieht aus wie Tamil-Tiger-Girls, angucken!

Claudia aus Köln

1 Auf der Abschlussfeier der Karawane wurde zu vorgerückter Stunde eine Frau auf der Damentoilette von zwei Männer sexuell belästigt.

Fotos: Albert Zecheru



Polen

Sperrstunde für Jugendliche

Im Herbst 1997 wurde in Radom, einer Stadt mit 200 000 Einwohnern, überraschend die Aktion „Kids" ins Leben gerufen. Menschenrechtler glaubten ihren Augen nicht zu trauen. Wie kann eine derartige Aktion in einem demokratischen Staat Ende des 20. Jahrhunderts staatfinden?

Die Theorie

Was bedeutet die Aktion „Kids"? Streifenwagen kontrollierten zwischen 23 und 6 Uhr, ob Minderjährige auf den Straßen anzutreffen waren. Unter 18-jährige wurden nach ihrer Adresse befragt und nach Hause gebracht. Dies alles aus Sorge um den jungen Menschen. In der Nacht kann der Jugendliche auf der Straße in schlechte Gesellschaft geraten, zum Verbrecher werden oder moralisch gefährdet werden. Die Polizei soll deshalb, wenn sie eine pathologische Familie[1] antrifft, das Familiengericht benachrichtigen und einen Vormund bestellen, der den jungen Menschen vor moralischer Gefährdung schützt. Ein Jugendlicher, der seine Adresse nicht nennen will, z.B. weil er betrunken ist oder von zu Hause geflüchtet ist, wird ebenfalls staatlicher Fürsorge überstellt. Er kommt in eine Ausnüchterungszelle oder zu einer Notdienststelle. Ähnliche Aktionen wurden dann in mehreren Städten eingeführt, sogar in Warschau (in verschärfter Version).

Die zweite Idee aus Radom – alle Schulschwänzer sollen angehalten und in die Schule gebracht werden – wurde in anderen Städten nicht aufgegriffen. Nach allgemeiner Kritik (Schwänzen ist kein Verbrechen, also besteht kein Grund die Freiheit einzuschränken) hat man in Radom wieder darauf verzichtet.

„Kurz an der Leine halten"

„Kids" bedeutet nichts Neues, sondern ist nach dem Gesetz eine normale Aktion der Polizei. Gefährlich daran ist, daß diese Aktion in der Öffentlichkeit als einfache Lösung von Problemen mit Jugendlichen akzeptiert wurde. Also: „Kurz an der Leine halten".

Die Aktion soll theoretisch dem Jugendschutz dienen. Den Aussagen der Unterstützer kann man jedoch entnehmen, daß es eher um den Schutz der Gesellschaft vor den Jugendlichen geht.

Der Inspektor der Polizeikommandantur, Ireneusz Wachowski, begründete vor ein paar Monaten die polizeiliche Unterstützung der Aktion „Kids" mit dem Anstieg der von Ju-



gendlichen begangenen Straftaten. Der Sprecher der Kinderrechte in Radom, Wlodzimierz Wolski, erklärte sich damit einverstanden: „Die Nächte in Radom haben den Kindern gehört. Die Erwachsenen hatten Angst."

In vielen Städten wurde die Aktion nachgeahmt. „In der Öffentlichkeit funktionierte sie als Sperrstunde für Minderjährige. Das Schlimmste ist, daß die Aktion den Leuten gefallen hat." sagt Prof. Jan Widacki, der ehemalige Innenminister. Wenn es tatsächlich um Schutz vor Straftaten ginge, wäre es sinnvoller, älteren Personen zu verbieten nachts auf die Straße zu gehen, da sie am häufigsten zum Opfer werden.

Die Aktion „Kids" hat den Polen sehr gefallen. Nach einer Umfrage unterstützten 84 % der Befragten die Aktion. Die ein Hälfte nannten Angst um die Minderjährigen, die ohne Aufsicht gelassen wurden, die andere Hälfte Angst vor den Jugendlichen selbst.

Ein positiver Nebeneffekt

Prof. Andrzej Rzeplinski vom Helsinki Komitee, der zuerst am lautesten gegen die Aktion protestiert hatte, milderte sein Urteil: Es ist selbstverständlich, daß sich die Polizei um sozial auffällige Jugendliche kümmern soll. Die Aktion soll nicht dazu dienen, die Jugendlichen für einen Tag in einen Kinder- Notdienst zu sperren, sondern sie zu beschützen. Ist die Zahl der Familienrichter, die sich um gefährdete „Kids" kümmern können gestiegen?

Es ist ein positiver Nebeneffekt, daß die Gesellschaft auf diese Problematik aufmerksam gemacht wurde. Gut deshalb, weil viele dafür verantwortliche Institutionen wie Familie, Schule oder Jugendberatungsstellen ihre Aufgaben nicht erfüllen.

Nach Prof. Marian Filar gibt es noch eine andere Methode gegen Kriminalität, und zwar die solide Arbeit von Polizei und Familiengerichten anstatt einer großen Aktion. Als Beispiel berichtet er von einer amerikanischen Stadt, in der sich die Bewohner über die Gefahr auf den Straßen beklagten. Die Polizei setzte in einem Teil der Stadt uniformierte Polizisten und in einem anderen Zivilpolizei ein. Nach ein paar Monaten wurde eine Befragung durchgeführt. Dort wo auf den Straßen viele Polizisten zu sehen waren, waren die Bewohner überzeugt, daß das Leben endlich sicher geworden ist, obwohl die Kriminalität nicht gesunken war. Dort wo die Zivilpolizei tätig war, war die Kriminalität deutlich gesunken. Trotzdem behaupteten die Bewohner, die von dem Einsatz nichts wußten, es sein in der Stadt immer noch sehr gefährlich. „Vielleicht geht es den regierenden Kreisen nicht darum, die Kriminalität zu bekämpfen, sondern um die Veringerung des Bedrohungsgefühls?" fragt Prof. Marian Filar.

Rassismus gegen Jugendliche

Vieles weist darauf hin, daß es so ist wie Prof. Filar befürchtet. Die Aktion bekam den inoffiziellen Segen des Innenministers. Im Frühling wurde eine ähnliche Aktion in Warschau durchgeführt. Minderjährigen wurde untersagt, sich nach 23 Uhr außer Haus aufzuhalten (auch in der Disco oder im Kino). Gegen diese Vorschrift klagte ein Menschenrechtler beim Oberverwaltungsgericht wegen der Verletzung der Menschenrechte. Das Gericht gab ihm Recht und hob die Vorschrift auf. Die Warschauer Polizei gab an, daß im ersten Monat, in dem die Vorschrift noch wirksam war, ungefähr 300 Minderjährige kontrolliert wurden, von denen 47 beim Kinder- Notdienst landeten. Das bedeutet 20 % weniger als im vorigen Jahr. Eigentlich gibt es die Aktion gar nicht, da sie nur eine Anwendung bestehender Vorschriften ist. Durch die ganze Aktion hat sich an der Realität auf der Straße nichts geändert, wohl aber in der Wahrnehmung in der Öffentlichkeit. Das Problem liegt nicht in den nächtlichen Säuberungen, sondern in der Mentalität. Die Aktion „Kids" hat ihre Wurzeln in einer der schlimmsten Haltungen der Gesellschaft, der Intoleranz. Sie ist ein Beispiel für ein Phänomen, das in Frankreich als Rassismus gegenüber Jugendlichen bezeichnet wurde.

Bei dieser Aktion geht es nicht um den Schutz der Jugendlichen – dazu bräuchte man Streetworker oder konkrete Erziehungsvorschläge. Entgegen den Versprechungen der Polizei geht es auch nicht um Kriminalitätsbekämpfung – dazu bräuchte man Polizisten auf den Straßen, ohne spektakuläre Ankündigungen. Die Aktion hat in Wirklichkeit einen anderen Charakter: man will Verantwortliche dafür finden, daß sich manche nicht sicher fühlen.

Und pardoxerweise – je lauter die Menschenrechtler protestieren werden, je lauter über die Aktion geredet wird, desto besser wird der Effekt sein. In der Gesellschaft wird die Überzeugung entstehen, daß – wenn man die „Kids" kurz an der Leine hält, nach Hause schickt – endlich Ruhe herrscht.

Wojciech Staszewski,
Gazeta Wyborcza
Warschau, Pole

1 Eine ideologisch gefärbte Bezeichnung für Familien aus sozial schwachen Schichten, ein Sprachgebrauch, der in Polen immer noch sehr verbreitet ist und aus der Zeit stammt, in der „abweichendes Verhalten" als „pathologisch" galt bzw. gilt. (Anm. d. Ü.)

Leben im S&S-System

„Ordnungspartnerschaften" erarbeiten in NRW praktische Konzepte zur Ausgrenzung unerwünschter sozialer Randgruppen aus Innenstadtbereichen.

Ein kurioser Vorfall ereignete sich Anfang des Jahres in Köln: Eine 17-jährige Mutter mit Kind wurde beim Verlassen der U-Bahnstation am Hauptbahnhof von der Polizei angehalten und erhielt ein eintägiges Aufenthaltsverbot für die gesamte Kölner Innenstadt. Die Mutter verklagte daraufhin die Stadt Köln, schließlich wollte sie mit ihrem Kind einkaufen gehen. Wie sich herausstellte, war sie Opfer einer Anordnung der Stadt geworden, die an jenem Tag ein geplantes Grufti-Treffen vor dem Kölner Dom mit polizeilicher Hilfe verhindern wollte. Die junge Mutter hatte Pech: Wegen ihrer rot- grün gefärbten Haare wurde sie von den Ordnungsbeamten für eine vermeintliche Teilnehmerin des Grufti- Treffens gehalten.

Man möchte lachen über die ästhetische Ignoranz dieser Polizeibeamten, doch leider wirft die Peinlichkeit dieser Aktion zwei äußerst unangenehme Fragen auf:

1.) Dürfen Menschen aufgrund von Haarfarbe, Kleidung, äußerem Erscheinungsbild und Verhaltensweise mit einem Aufenthaltsverbot im öffentlichen Raum bestraft werden?

2.) Was unterscheidet einen Grufti von einem Konsumenten? oder allgemeiner: Was unterscheidet eine unerwünschte soziale Gruppe von einer willkommenen Konsumentengruppe?

Nicht mehr zu verleugnen ist das Interesse der Stadt Köln und anderer deutscher Großstädte, unerwünschte Gruppen per Aufenthaltsverbot aus der Innenstadt zu verbannen. Dafür hat die Stadt bislang keine rechtliche Handhabe, da die Polizei nicht der Stadt, sondern dem Land untersteht und private Sicherheitsdienste nicht im öffentlichen Raum agieren dürfen. Um dieses Problem zu lösen, bilden sich derzeit in NRW sogenannte „Ordnungspartnerschaften" zwischen Stadt, Land, Polizei, Bundesgrenzschutz, Deutsche Bahn AG und den örtlichen Wirtschafts- und Handelsverbänden (in Köln: City- Marketing). Über das Ziel herrscht Einigkeit: Die Innenstädte sollen attraktiver für Konsumenten, Touristen und Investoren gemacht werden. Unerwünschte soziale Gruppen sollen aus den Innenstädten verschwinden, die soziale Kontrolle soll erhöht werden. Der „Deutsche Städtetag" fordert ungeniert eine „Säuberung" der Citys, denn „Bemühungen um eine Aufwertung der Innenstädte werden konterkariert, wenn hier soziale Randzonen bestehen- gekennzeichnet durch ein Straßenbild mit Graffiti und Vandalismusschäden, durch Obdachlose, Trinker, Drogenabhängige, Straßenkids und Jugendgangs, die sowohl Besucher als auch Kunden belästigen" (Kölner Stadtanzeiger v. 26.8.98).

Die genannte „Aufwertung der Innenstädte" geht einher mit Privatisierung von öffentlichem Raum und Ausgrenzung von sog. Randgruppen. Mit Unterstützung der Städte werden zentrale öffentliche Innenstadtbereiche wie Bahnhöfe und Einkaufszentren durch Umbau in Privatzonen umgewandelt, in denen dann nicht mehr öffentliches Recht, sondern privates Hausrecht gilt und die Betreiber somit eine rechtliche Handhabe erhalten, unerwünschten Personen ein Aufenthaltsverbot zu erteilen. Offene Fußgängerzonen werden überdacht und zu geschlossenen Einkaufszentren, Bahnhöfe werden zu sogenannten „shopping malls" mit Geschäften, Restaurants und Business- Centern



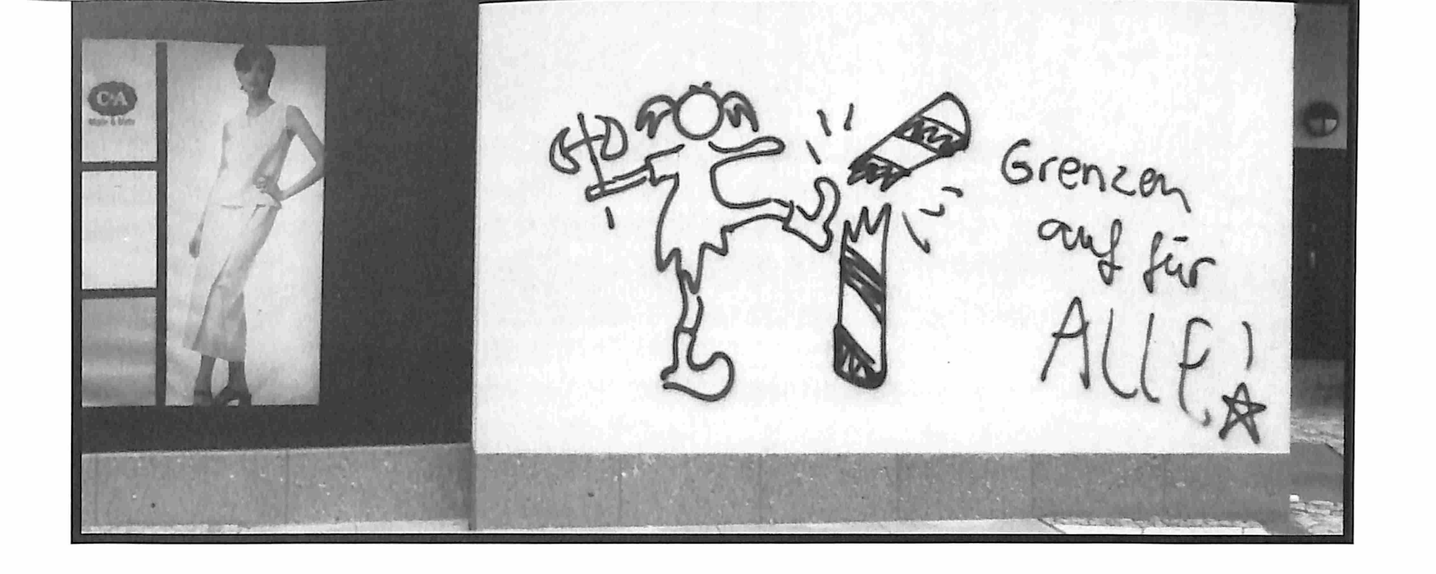
Abends in S-Bahnen

umgebaut. Die Deutsche Bahn AG, verantwortlich für die Umstruktierung der Bahnhöfe in zahlreichen deutschen Städten, ist sehr bestrebt, das soziale Umfeld der Bahnhöfe, wie auch das Image der Bahn radikal zu verändern. Weg vom Schmuddelimage als „Transportmittel für ärmere Bevölkerungsschichten", sollen die Bahnhöfe „zum Nukleus und Modell für die Stadtpläne des 21. Jahrhunderts" werden, so der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bahn AG, Dürr. „Das Bahnhofsmilieu muß wieder von der Bahnhofskultur abgelöst werden", forderte auch Verkehrsminister Wissmann, nur so könne der Bahnhof ein „Aushängeschild für die Besucher der Stadt und attraktiv für die Kunden der Stadt werden".

Wer soziale Folgeprobleme fehlgeleiteter ökonomischer Prozesse in ästhetisch-kulturelle Probleme umdefinieren will, stellt sich in die Tradition einer faschistischen Ideologie.

Hinter dieser Strategie der Aufwertung der Innenstädte durch Ausgrenzung sozialer Randzonen, steckt die (nie belegte) These, daß es Personen und Bevölkerungsgruppen „am Rande der Gesellschaft" gibt, die durch ihr Aussehen oder Verhalten das Image der Stadt, den Umsatz des Handels, die Investitionstätigkeit der Investoren negativ beeinflussen.
Soziale „Randgruppen" mit derart großer ökonomischer und sozialer Macht muß man in der Geschichte suchen. Daß eine Gruppe biertrinkender Obdachloser die Immobilienpreise in der Innenstadt bestimmt, daß ein Bettler in der Fußgängerzone Umsatzeinbußen, ja gar Pleiten im Einzelhandel verursachen kann, ist ein zwar freundliches, aber doch sehr abwegiges Szenario.
Neben der städtebaulichen und imagepolitischen Aufwertung der Städte als Wirtschaftsstandorte geht es den Ordnungspartnern um die Erhöhung der Sicherheit der Kunden und Besucher. Menschen, die durch Aussehen und Verhalten das subjektive Sicherheitsgefühl der Mehrheitsbevölkerung beeinträchtigen, sollen aus den Innenstadtbereichen verschwinden.
Was der Polizei in obigem Beispiel als Fauxpas unterlaufen ist, soll mittels eines S&S- Systems verhindert werden können. S&S steht für „Sicherheit und Service" und bedeutet nicht mehr als die Einsetzung privater Sicherheitsdienste in Bahnhöfen und Verkehrsmitteln der Deutschen Bundesbahn und örtlicher Verkehrsbetriebe. Die blau Uniformierten Security-Guards, „blaue Engel" genannt, sollen in den Bahnen und auf Bahnhöfen für Sicherheit und Service sorgen. Sie arbeiten dort nach Hausrecht und Gewerbeordnung, dürfen Platzverweise für Personen erteilen, die ihrem Ermessen nach das subjektive Sicherheitsgefühl der Kunden beeinträchtigen.
Im Vorwort der Werbebroschüre (10/98) erklärt Bodo Hombach (Minister für Wirtschaft u. Mittelstand, Technologie u. Verkehr NRW) die Notwendigkeit dieser Maßnahme:
„Viele Menschen fühlen sich im öffentlichen Raum latent unsicher, weil soziale Kontrolle fehlt. (...) Erst wenn das subjektive Sicherheitsgefühl der Fahrgäste im positiven Bereich ist, können Bahnen und Busse ihre Vorteile gerade im Stadtverkehr wirksam ausspielen und neue Kunden gewinnen."
Latente subjektive Gefühle vieler Menschen zu erforschen und zu analysieren gilt gemeinhin als unseriöses und zweckfreies Unterfangen. Wer dies macht, muß sich zu Recht den Vorwurf des Populismus gefallen lassen. Wer aber die Gefühle nicht analysiert, sie aber subjektiv für eine Legitimation ordnungsrechtlicher Maßnahmen benutzen will, darf mit dem Prädikat Faschismus bedacht werden. Und so trägt in der Tat vieles von dem, was die diversen Ordnungspartnerschaften derzeit konzipieren, Züge eines subtilen, weil serviceorientiert und kundenfreundlich daherkommenden Faschismus.
Die Vorstellung, daß Security-Guards, die in siebenmonatigen Crash-Kursen ausgebildet werden, soziale Kontrolle und Ausgrenzung in deutschen Innenstädten praktizieren sollen und dabei hypothetisch bezugnehmen können auf subjektive und latente Unsicherheitsgefühle einer wie auch immer definierten Mehrheitsbevölkerung, diese Vorstellung löst ein mulmiges Gefühl aus. Wenn wie in dem oben beschriebenen Fall bereits die falsche Haarfarbe und Kleidung, also rein ästhetische Kriterien ausreichen, das subjektive Sicherheitsgefühl deutscher Ordnungsbeamten derart zu stören, daß sie ein Aufenthaltsverbot aussprechen, dann muß man sich auf einiges gefaßt machen.
Im Konkurrenzkampf der Kommunen und Städte um Investoren und Image wird Ursache und Wirkung vertauscht. Nicht die sichtbare Armut verhindert Investionen und Wachstum, sondern die massenhafte Freisetzung von Arbeitskräften aus dem ökomischen Prozeß hat die Armut erzeugt und diese in den Städten sichtbar gemacht: als Obdachlosigkeit, Drogenmißbrauch, Kriminalität, Bandenbildung. Wer diese sozialen Folgeprobleme fehlgeleiteter ökonomischer Prozesse in ästhetisch-kulturelle Probleme umdefinieren will, stellt sich jedoch, ob bewußt oder unbewußt, in die Tradition einer faschistischen Ideologie, der das Aussortieren unerwünschter Menschen nach ästhetischen Kriterien immer schon inhärent war.
Auch kann, wer so agiert, nicht davor gefeit sein, daß die Sprache ihm bisweilen ein Schnippchen schlägt: Neben dem „S&S- System" unterstützt die Landesregierung NRW die Umstrukturierungsprozesse der Innenstädte mit dem Slogan: „Vitale Stadt". Dies aber ist ein ästhetisches Problem.

Markus Mischkowski



Auf der Suche nach der Bevölkerung

Zum Auftakt eines heißen antirassistischen Sommers fand vom 30.6. – 5.7.98 in Görlitz eine antirassistische FrauenLesben-Aktionswoche statt.

Unter dem Motto „Weg mit herrschaftssichernden Grenzen“ reisten 250–300 FrauenLesben aus der BRD, Polen und anderen Ländern an. Zu den zahlreichen Veranstaltungen gehörten auch Aktionen in der Fußgängerzone, ein Infomobil, das über Fluchthilfe informierte und eine Veranstaltung zum Frauenhandel. Bei der Knastkundgebung mußten sich die Frauen Fascho-Sprüche anhören, bekamen nach den polnischen Redebeiträgen aber auch begeisterten Beifall. Bei einer Aktion auf der Neiße mit Schlauchbooten und einem Floß, auf dem sich ein Transparent mit der Forderung „Grenzen auf“ in verschiedenen Sprachen befand, kam es zu einer Rangelei mit dem Bundesgrenzschutz (BGS). Wegen der großen Anzahl und der Entschlossenheit der FrauenLesben zog er jedoch den kürzeren. Insgesamt kam es zu 12 Verhaftungen, hauptsächlich wurde den Frauen vorgeworfen, die sauberen Hauswände in Görlitz verunstaltet zu haben.

Die zahlreichen Frauen veränderten das Stadtbild von Görlitz sichtbar. Die lokale Presse hatte großes Interesse und berichtete anfangs recht unvoreingenommen. Die Bevölkerung dagegen ignorierte in der Regel die Veranstaltungen. Während beispielsweise die Frauen auf der Straße eine Grenze zogen oder das Denkmal für den unbekannten Denunzianten einweihte, blieben die wenigsten stehen. Auch BGS und Polizei ließen sich kaum blicken, so konnten alle Aktionen bis zum Ende durchgeführt werden. Inhaltliche Schwerpunkte waren: Denunziation, Fluchtursachen und Fluchthilfe. Leider wurde der BGS zu wenig als Ziel ausgemacht.

Im Zentrum der Aktionen stand meist das Ziel Aufklärung durch Informationen. Im Vorfeld war zwar diskutiert worden, daß die Irritation der Bevölkerung im Mittelpunkt stehen sollte, doch anscheinend wurde diese Idee von den Aktionistinnen nicht mitgetragen. Im Nachhinein ist festzustellen, daß es ruhig mehr Aktionen hätten sein können. Durch die große Zahl der Frauen wären auch andere, spektakulärere Aktionen möglich gewesen. Leider waren wir nicht flexibel genug, auf die unerwartet hohe Anzahl entsprechend zu reagieren. Ein Grund für diese Unflexibilität war, daß Diskussionen um unsere Sicherheit vor Fascho-Angriffen einen großen Raum eingenommen hatten. Das Schutzkonzept war sorgfältig erarbeitet, doch die täglichen Diskussionen darum haben Inhaltliches verdrängt. Von Migrantinnen wurde kritisiert, daß die weit größere Bedrohung von Nicht-Deutschen durch BGS und Polizei nicht thematisiert wurde.



Die Aktionswoche war innerhalb eines halben Jahres von kleinen Gruppen in verschiedenen Städten vorbereitet worden. In Görlitz und Zittau waren Kontakte zu antirassistischen Gruppen und Einzelpersonen geknüpft worden, die die Idee und ihre Vorbereitung unterstützten. Wegen des organisatorischen Aufwands blieb für inhaltliche Diskussionen zuwenig Zeit. Mit einer längeren Vorbereitungsphase und inhaltlicher Diskussion hätten größere gemeinsame Aktionen geplant werden können.

Insgesamt waren die Aktionen sehr defensiv. Kein Auto mußte umgeleitet werden, keine Straßenbahn anhalten, auch die Diskussionen mit der Bevölkerung verliefen wenig konfrontativ. Wir sollten darüber nachdenken, wie wir aus der derzeitigen

Defensive wieder herauskommen. Die Frage zum Erfolg der Aktionstage ist schwierig. Mit der Teilnahme von 250 bis 300 FrauenLesben hatte niemand gerechnet. Es ist als politischer Erfolg zu werten, daß so viele Frauen für fünf Tage zusammengekommen waren, um gegen die Grenze und Flüchtlingspolitik zu agieren. Auch haben diejenigen, die sich vor Ort antirassistisch engagieren durch die Aktionswoche viel Kraft und neue Ideen geschöpft. Die Stimmung unter den Frauen war sehr gut. Erstmals seit Jahren gab es wieder ein bundesweites FrauenLesben-Bündnis, das politisch in Erscheinung getreten ist. Auch hat die Vor- und Nachbereitung dieser Aktionstage in den Städten viele Diskussionen angeregt. Die politische Wirkung nach aussen kann frau/man jedoch als gering bezeichnen.

Dennoch bilden die Aktionstage eine wichtige Grundlage für weitere Schritte. Jetzt sollte die Zeit sein, inhaltlich stärker zu diskutieren und in den jeweiligen Städten weitere antirassistische Aktivitäten vorzubereiten. Nun können gezielt Kontakte zu MigrantInnenselbstorganisationen und Menschenrechtsorganisationen aufgebaut werden, mit der Perspektive unsere politischen Schritte aufeinander abzustimmen, gemeinsame Schwerpunkte zu erarbeiten und koordinierte Aktionen öffentlich durchzuführen.

Conny



TaxifahrerInnen gegen Rassismus

In Bonn hat sich eine Initiative von TaxifahrerInnen gegründet, um gegen Rassismus bei KundInnen und KollegInnen vorzugehen. Als erstes wurde ein Aufkleber mit der Aufschrift „Natürlich fahre ich keine Rassisten/Taxifahrer gegen Rassismus" herausgegeben.

Im Folgenden dokumentieren wir einen offenen Brief der Gruppe:

Liebe Kolleginnen und Kollegen!

Sicher sind euch schon die Aufkleber aufgefallen, die seit einigen Wochen kursieren. Das Wichtigste vorweg: Wir haben dafür gesorgt daß ihr sie jetzt schon kaufen könnt. Sie sind im Buchladen Le Sabot erhältlich. Wir bemühen uns noch um weitere Verkaufsstellen und werden auch die Genossenschaft bitten, sie über die Zentrale zu vertreiben. Außerdem werden wir sie Kolleginnen und Kollegen in anderen Städten anbieten.

Wir haben uns zu diesem Schritt entschlossen, weil wir es ständig erleben, daß Fahrgäste mit Bemerkungen wie „Ah, endlich ein deutscher Fahrer, ins Auto steigen oder sonstige rassistische Sprüche ablassen. Wir haben es satt, uns diesen Müll anhören zu müssen. Das Gleiche gilt für die Kollegen, die meinen, ihre dumpfen Kommentare über Funk oder im 4. Kanal kundtun zu müssen. (...)

Menschen, die sich über ihre wirtschaftliche Zukunft Sorgen machen, bietet die Politikerhetze gegen „Asylanten, Kriminelle Ausländer", „illegale Schlepperbanden" usw. eine einfache Lösung ihrer Probleme an. Es liegt aber an jedem Einzelnen, ob sie oder er sich auf diese plumpen rassistischen Ablenkungsmanöver einläßt. Jeder und Jede hat die Möglichkeit, dieses miese Spiel zu verweigern. Wir alle haben eine Verantwortung, was aus diesem Land wird.

Wir hoffen, daß die Aufkleber zur Diskussion „im Gewerbe" anregen. Wer sich mit uns in Verbindung setzen will, kann dies öffentlich in der Genossenschaftszeitung 4. Kanal tun oder uns schreiben.

Wir fordern alle Kollegen und Kolleginnen auf, klar Position zu beziehen.

Gesundheit, Glück und gute Touren wünscht Euch

„Taxifahrer gegen Rassismus"
c/o Buchladen Le Sabot
Breite Straße 76
53111 Bonn

Linke und Sport, das waren lange Zeit zwei Dinge, die nicht zueinander passen wollten. Sport war a priori nationalistisch und am Leistungsfetisch orientiert, Sportler blöde und Fußballfans rassistische und sexistische Dumpfbacken. Allein Kampfsportarten verschiedenster Art genossen hohes Ansehen. Dienten sie doch der Selbstverteidigung von Frauen und dem antifaschistischen Straßenkampf. Wer darüberhinaus mehr oder weniger heimlich die Sportschau guckte, der hielt natürlich zu St. Pauli, weil die links und pc sind, oder dem studentischen Dreikornclub SC Freiburg.

Mit dem Sport als gesellschaftlich-kulturelles Großereignis wurde sich selten intensiv auseinandergesetzt. Oder mit der Frage, warum über eine Milliarde Menschen weltweit sich das Endspiel der Fußballweltmeisterschaft ansehen.

Aber der Boom des Sports und besonders des Fußballs macht auch nicht bei AntirassistInnen halt. Nicht nur im Stadion, auch in der Analyse. Ist Sport nur ein Paradebeispiel für die Internationalisierung der Märkte, die Globalisierung und den Wechsel vom biologischen zum kulturell definierten Rassismus? Oder gibt es auch positive Aspekte jenseits des Geschwafels von den Spielen des Friedens und der Völkerverständigung? Hat der Sieg der französischen, „multiethnischen“ Natinalmannschaft bei der WM tatsächlich mehr für die Integration und das Selbstwertgefühl einer ganzen MigrantInnen-Generation getan als jahrelange antirassistische Basisarbeit, wie antirassistische Organisationen nach dem Titelgewinn zum besten gaben? Was kann linke Fanarbeit leisten, und können die Kurven den Rechten wieder entrissen werden? Ist das Bejubeln eines schwarzen Stürmers ein antirassistischer Akt? Warum gehen viel Leute mehr ins Stadion als auf eine Demo und bezahlen sogar noch dafür? Sind die Zeugen Yebohas eine rechte Sekte? Wann wird Franz Beckenbauer Bundeskanzler? Fragen über Fragen.

Daß dabei das Hauptaugenmerk dieses Schwerpunktes dem Fußball gilt, liegt nicht nur in der persönlichen Interessenslage einiger Redakteure, sondern in der Tatsache begründet, das diese Sportart in den meisten europäischen und lateinamerikanischen Ländern der Publikumsliebling Nummer eins ist.

SPORT UND RASSISMUS

Der Ball ist weiß ...

Sport zwischen Rassismus, Chauvinismus und Globalisierung

Sport, das ist immer noch der „deutsche Sturmführer“[1], die „schwarze Gazelle“ und der „schwedische Hüne“, ein ideal erscheinender Ort zur Stärkung des Nationalgefühls und der Reproduktion rassistisch-biologistischer Zuordnungen. Sport ist in den letzten Jahren aber auch immer mehr ein international geprägter Wirtschaftszweig mit gigantischen Umsätzen geworden. In allen Bereichen des Spitzensports kommt es nicht mehr auf die Nationalität des Sportlers, sondern dessen Leistung an. Der Rassismus im Sport ist heute viel subtiler und vielschichtiger als nur rassistisches Gebrüll von Fußballfans oder nationalistischen Ausfällen einiger kurz vor der Rente stehender öffentlich-rechtlicher Kommentatoren. Und auch der Körperkult hat sich gewandelt. Zwar wird noch immer gern die Riefenstahlsche Ästhetik verwendet, aber die inhaltliche Belegung hat sich verändert. Jetzt gilt „fit for fun“ statt arischer Herrenrasse, und da werden auch gerne gestählte, exotische Schwarze, die ja der Natur und damit der Körperlichkeit von vornherein näher sind, den etwas degenerierten und entfremdeten westlichen Metropolitanern als Idole vorgeführt. Wobei alles schön bei der alten Ordnung bleibt. Gerade im Spitzensport wird die Hierarchisierung von „erster“, „zweiter“ und „dritter“ Welt und rassistische Ausgrenzungsmechanismen besonders deutlich. Denn wenn die Stars aus Westeuropa, Brasilien oder den USA einfach zu teuer sind, dann bedient man sich halt auf den Billigmärkten in Osteuropa, Afrika oder Asien.

Zwischen Nationalismus und Ché

Der Sport assistierte oftmals als Hebamme bei der Geburt einer Nation und der Stärkung des nationalen Selbstwertgefühls. Sei es Sepp Herbergers 54er WM-Erfolg, die dem aufblühenden Wirtschaftswundervölkchen das „wir sind wieder wer“ schenkte und die Macht des Willens und den kleinen Irren mit dem Schnurrbart so schnell vergessen lies. Oder in jüngerer Zeit, wo der erste Auftritt der kroatischen Fußballnationalmannschaft bei der EM 96 von Staatsoberhaupt Tudjman recht treffend mit dem Satz „Sie spielen um die Anerkennung unserer Nation“ interpretiert wurde. Oder der sogenannte Fußballkrieg, wo nach Beendigung des Spiels Honduras-El Salvador selbiges zum Anlaß genommen wurde, den Krieg zu erklären. Neben diesem rein nationalistisch-chauvinistischen Aspekt ist Sport aber auch ein kulturelles Phänomen. In Brasilien beispielsweise ist der Fußball wohl neben dem Karneval das einzige verbindende Element einer ansonsten völlig gespaltenen Gesellschaft. Andererseits sind in den meisten Ländern die Vereinsmannschaften viel eher Identifikationsobjekt als die Nationalmannschaft, bieten sie doch ein Stück Heimat lokaler, sozialer, kultureller und mitunter auch politischer Art. Denn noch immer gibt es Vereine, die zumindest aus ihrer Tradition und von ihrem Image her bodenständige Arbeitervereine sind oder linke Fans haben, wobei sich letzteres nicht zwangsläufig aus dem ersteren ergibt. Auch die Spielweise der Mannschaften wird oftmals in die Kategorien progressiv/kreativ oder konservativ/kampfbetont eingeordnet. Dabei scheint es mittlerweile unter Sportreportern ein ungeschriebenes Gesetz zu geben, demnach kreative Spieler eine dunkle Hautfarbe haben müssen und technisch brillante Mannschaften folglich „Multi-Kulti-Truppen“ sein müssen, wie etwa Frankreich oder Holland. Weshalb ein brasilianischer Bundesligaspieler dann auch mal innerhalb von zwei Wochen eingebürgert wird, weil sein Großvater vielleicht mal einen deutschen Schäferhund hatte und er auch mit dem Rücken zum Gegner angespielt werden kann. Anhand dieser Blitzeinbürgerung zeigt sich aber auch, daß die ehemals so hochgelobten deutschen Tugenden „Kampf und Disziplin“ an Ansehen verlieren, wenn sie nicht zum Erfolg führen.

Die Ambivalenz des Sports und insbesondere des Fußballs zwischen dumpfen Nationalismus und Disziplin auf der einen Seite, und „rebellierenden“, progressiven und kreativen Sportlern und Systemen findet ein schönes Bild in dem mit der Hand Gottes ausgestatteten, Kokain und diversen Ausschweifungen nicht abgeneigten argentinischen Alt-Star Diego Armando Maradonna. Auf seinem einen Oberarm trägt er eine Tätowierung Evita Perons, auf dem anderen eine Ché Guevaras. Dieser Spieler ohne den Argentinien 1986 wohl niemals Weltmeister geworden wäre, hätte unter dem derzeitigen Nationaltrainer übrigens keinerlei Chancen. Denn der läßt weder Vorbestrafte noch Langhaarige spielen.

Schwarz-Natürlich-Billig-Multikulturell

Daß das Phänomen besonders vieler hochtalentierter und erfolgreicher afrikanischer Mittel- und Langstreckenläufer weniger mit der Tatsache zu tun hat, daß diese schon von Kindheit an mit den Leoparden um die Wette laufen, sondern es sich um eine sehr preiswerte Sport-


Foto: Markus Stilo

art handelt die wenig Infrastruktur benötigt, wird hierzulande selten erwähnt. Im Gegensatz zum Rad-, Pferde- oder Motorsport, von Tennis und Golf ganz zu schweigen. Genauso wie der Erfolg schwarzer us-amerikanischer Basketballer und Boxer nicht darin begründet ist, daß die schwarzen Gene mehr Sprung und Schlag-Chromsomen enthalten als die weißen („white men can't jump"). Für viele Schwarze in den USA ist der Leistungssport die einzige Chance des sozialen Aufstiegs. Was den Sportreporter an sich aber eher wenig interessiert, da Sport ja an sich unpolitisch ist und eigentlich nur dem olympischen Geist und der Völkerverständigung dient.

„No sports" als credo?

Die „Multikulturalität" des Sports wird bejubelt, solange die Leistung stimmt und gleichzeitig warnend darauf hingewiesen, daß zuviele ausländische Sportler in der Bundesliga dem deutschen Nachwuchs die Chancen rauben. Angesicht der erfolgreichen algerischstämmigen französischen oder der surinamesischen holländischen Spieler stellt sich allmählich aber selbst dem ein oder anderen Reporter und Fan die Frage, ob das deutsche Staatsbürgerrecht denn noch so recht zeitgemäß ist. Durch die Internationalisierung des Sports gehen natürlich nicht alle seine nationalistischen und rassistischen Bestandteile verloren. Auch wenn schwarze Fußballspieler zu Idolen urdeutscher Fans werden, hält es sie nicht davon ab oftmals Schwarze anderer Vereine mit rassistischen Sprüchen niederzubrüllen.

Aber der Sport hat durchaus auch emanzipatorische Seiten. Seien es die kiffenden und tätowierten schwarzen Stars der us-amerikanischen Basketballliga NBA, international besetzte Hobby-Kicker-Mannschaften oder linke Fanprojekte. Sport ist ein nicht zu unterschätzendes facettenreiches gesellschaftliches und kulturelles Phänomen. Es wäre falsch ihn von vornherein den Nationalisten und Rassisten zu überlassen.

ZAG-Redaktion

1 So Heribert Faßbender in einem Live-Kommentar bei der Fußball-WM über den deutschen Mittelstürmer Oliver Bierhoff.

Fußball



Foto: Albert Zecheru

und Nationalismus





„Schon bei jedem Fußballmatch jubelt die jeweils einheimische Bevölkerung unter Mißachtung des Gastrechts schamlos dem eigenen Team zu."
Theodor W. Adorno

„Daß die berühmtesten Massenveranstaltungen des Nationalsozialismus im Berliner Sportpalast stattgefunden haben, ist von unüberbietbar symbolischer Bedeutung, besser hätte das kein Romanautor erfinden können."
Günther Anders

Seit seiner Entstehungszeit im Kaiserreich, zeichnet sich der angeblich „gezähmte Fußball" (Dietrich Schulze-Marmeling) in Deutschland bis heute vor allem durch seine ausgeprägte Staatsorientierung aus. Nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes im Jahr 1890, wurden Spiel und Sport zur Bekämpfung des Sozialismus empfohlen. Konrad Koch, maßgeblich an der Einführung und Etablierung des Fußballs in Deutschland beteiligt, schrieb 1894: „Immerhin dürfen wir überzeugt sein, daß das Spiel in Deutschland bald ein unserem Volke entsprechendes Gepräge erhalten wird, und daß die Spielleiter, soviel an ihnen ist, alles Undeutsche fernzuhalten bestrebt sein werden." Die Geschichte von Schalke 04 ist nur das bekannteste Beispiel des konsequenten Übergangs des Vereinsfußballs in die nationalsozialistische Sportpolitik. Das Fußballfeld war und ist auch das Feld des autoritären Charakters, die Geschichte des Fußballs die Geschichte eines „Gesellschaftsspiels bürgerlicher Mittelschichten" (Christiane Eisenberg).
Der „autoritäre Charakter" ist umgangssprachlich als „Radfahrer" bekannt, der nach unten tritt und nach oben buckelt. Seine uneingelösten und bei sich selber nicht eingestandenen aggressiven und sexuellen Wünsche und Regungen projeziert er auf „Sündenböcke", an denen er kritisiert, verfolgt und bekämpft, was er bei sich selber verurteilt. Somit erscheint ihm die ganze Welt als feindlich und bedrohlich. Die Energien, die er zum Aufbau eines starren Abwehrpanzers benötigt (konventionelle Werte und Vorschriften, bei denen er Halt sucht und die ihm Schutz und Sicherheit versprechen), schwächen sein Ich, das sich besonders durch Nonkonformisten (z. B. Intellektuelle), Abweichler (z. B. Homosexuelle) und „Außenseiter" (z. B. jugendliche Subkulturen, Autonome) irritiert und herausgefordert fühlt. Diese erinnern ihn an die Schmach seiner eigenen Unterwerfung (unter die Mächtigen, die Mehrheit, sog. Sachzwänge, Realitäten, Regeln und Vorschriften, hinter denen er sich versteckt). Das „Heulen mit den Wölfen" und Überlaufen zur Macht, bezeichnet Anna Freud als Identifikation mit dem Aggressor. Weil sie zeigen, daß Widerstand, Auflehnung und Verweigerung tatsächlich möglich sind, wirken „ärgerliche Minderheiten", die weder ihr unangepaßtes Verhalten noch ihre kritischen Einwände aufgeben, wie Stachel im Fleisch des Autoritären. Sie stellen die erzwungene Anpassungsleistung des Autoritären in Frage („wenn das jeder machen würde, wo kämen wir da hin?"). Zu feige, sich gegen die aufzulehnen, die über ihn verfügen und Macht haben (Aggressor), rächt sich der Autoritäre für die ihm aufgezwungenen Entwertungen und Versagungen an denen, die sich dem scheinbar entziehen: sie sollen mundtot gemacht, oder, wenn alles nichts hilft, vernichtet werden. Mutig nennen sie das, wenn sie aussprechen und vollstrecken, was die Mehrheit und die Macht denkt und wünscht. Solange die Gesellschaft nicht Kritik sondern Anpassung honoriert, das Individuum entwertet und es um sein Lebensglück betrogen wird, weder mit- noch selbstbestimmen kann solange wird der Einzelne seine Wut über die täglichen Entwürdigungen herunterschlucken und seinen Schmerz und seine „Freude" z. B. im Fußballstadion (konservatives, tradtionelles Männermilieu) herausbrüllen, wo er auch noch Eintritt bezahlt. „Das Goebbelsreden unterbrechende und abschließende Brüllen", so Günther Anders, „war zuvor auf den Fußball-

In der Tat klingt auch das Sportgebrüll bereits „mörderisch"

plätzen geprobt worden. In der Tat klingt auch das Sportgebrüll bereits „mörderisch". Die sportlichen Veranstaltungen liefern die Modelle der totalitären Massenversammlungen. Als „tolerierte Exzesse verbinden sie das Moment der Grausamkeit und Aggression mit dem autoritären, dem disziplinierten Innehalten von Spielregeln" (Adorno). Da Konkurrenz, Isolation und Vereinsamung in unserer Gesellschaft zunehmen und die Tröstungen der Religion ihre Massenwirksamkeit verlieren und durch Kultur (für die „Besseren") und durch Sport (für die „Blöden", die Masse), ergänzt werden, greift das um seine Selbstbestimmung und um ein erfülltes Leben gebrachte Ich nach Krücken und Ersatz (Surrogaten), mit denen es Entwürdigung und Kränkungen auszugleichen hofft und seine reale Schwäche in eine eingebildete Stärke verwandelt. Wenn die Zukunftsperspektive unsicher wird und bei fortschreitender „Rationalisierung", „Modernisierung" und „Globalisierung" für den Einzelnen nicht einmal mehr gewiß ist, ob er mit dem erlernten Beruf bis zur Rente kommt, wenn ihm im Prinzip von heute auf morgen (fast) alles genommen werden kann, dann sucht er Vergewisserung bei Werten, die „einem keiner nehmen kann." Obwohl seine „Unwahrheit in der Identifikation der Person mit dem irrationalen Zusammenhang von Natur und Gesellschaft wurzelt, in dem die Person zufällig sich findet" (Adorno), knüpft sich doch an die eigene Nationalität die (trügerische) Hoffnung, daß man zu denen gehört, die auch in der Zukunft versorgt sind. Als Zugehöriger zur eigenen (deutschen) Familie und indem man diese „Mitgliedschaft" einklagt, erwartet man bevorzugte Behandlung gegenüber Fremden, die draußen vor der Tür bleiben sollen („Das Boot ist voll").



Von Goethe bis Einstein, von Boris bis Kaiser Franz: von ihrem Glanz wird ausgeborgt und soll etwas auf die eigene armselige deutsche Identität abstrahlen.

Somit steht die Aufwertung der deutschen nationalen Identität im direkten Zusammenhang mit der permanenten Entwertung und Bedrohung des Vereinzelten. Das um sein eigenes Glück gebrachte Ich holt sich seinen Ersatzrausch und seine fiktive Aufwertung auf der schmalsten nur denkbaren Basis: von Goethe bis Einstein, von Boris bis Kaiser Franz: von ihrem Glanz wird ausgeborgt und soll etwas auf die eigene armselige deutsche Identität abstrahlen. Unbeschadet des eigenen sportlichen Könnens, haben „wir" gewonnen, werden die Siege der „Unsrigen" (Joschka Fischer) gefeiert, sind die Werte der Herrschenden die der Beherrschten: keineswegs zufällig fand die vielbeschworene „Brechstange", mit der die deutsche Nationalmannschaft „die anderen knacken" sollte, ihre Entsprechung in der Eisenstange, mit der ein deutscher Hooligan einen französischen Polizisten während der WM `98 ins Koma schlug.

Marvin Chlada

Das Berliner Fanprojekt ist zuständig für alle großen Berliner Fußballvereine und, einmalig in Deutschland, auch für die Eishockey-Fans der Eisbären Berlin.
Initiiert wurde das Ganze 1985/86 als TU-Forschungsprojekt mit der Zielsetzung ein Fanprojekt zu installieren und dessen Notwendigkeit wissenschaftlich-empirisch zu belegen. Auslöser war das massiv gewalttätige Auftreten von Hertha-Fans. 1990 wurde dann die konkrete professionelle Arbeit, unter Trägerschaft der Sportjugend Berlin aufgenommen.
Nach der Erstellung des nationalen Konzeptes Sport und Sicherheit[1] im Jahre 1992 gab es für die Fanprojekte in der BRD einen qualitativen Sprung. Ein Teil des Konzeptes war der Entwurf eines Musterprojektes sowie ein neues Finanzierungsmodell mit der Drittelteilung Land, Kommune und DFB.
Wir sprachen mit Ralf Busch über Fans, Hools und Rassismus im Stadion.

Eine Wende

ZAG: Wie sieht eure alltägliche Arbeit aus?

Ralf Busch: Ein Grundpfeiler unseres Projektes ist die aufsuchende Arbeit. Wir sind bei Heim- und Auswärtsspielen in den Fankurven der Stadien, wobei die Heimspiele in erster Linie der Kontaktpflege dienen. Außerdem haben wir eine eigene Zeitung die wir herausgeben, in der wir auch auf eigene Aktionen wie Fußballturniere, Treffen mit Spielern und Veranstaltungen hinweisen und wichtige Themen wie beispielsweise Stadionverbote oder Rassismus thematisieren.

Bei den Auswärtsspielen fahren wir im Bus oder Zug mit, oder bieten selber Fahrten an. Auswärts liegt unsere Hauptaufgabe darin, im Rahmen unserer Möglichkeiten bei Konflikten mit der Polizei, mit Ordnern oder anderen Fans zu schlichten oder vielleicht auch beruhigend auf den ein oder anderen einzuwirken.

Ein anderer wichtiger Aspekt ist die teilnehmende Beobachtung. Es bilden sich ja schnell Mythen bei den Jugendlichen, wer der Auslöser von Auseinandersetzungen war. Denn in der Regel sind ja immer die anderen Schuld und man selbst hat garnichts gemacht. Deshalb ist es gut wenn wir vor Ort dabei sind und hinterher die Jugendlichen auch auf Vorfälle ansprechen können, die einfach nicht in Ordnung sind. Da geht es dann auch über die reine Gewaltprävention hinaus.

Gibt es jenseits der Konzepte von Beobachtung und Gewaltprävention weitere, darüber hinausgehende Ansätze eurer Fanarbeit?

Die drei großen Problembereiche die wir haben sind Gewalt, die aber eher abnehmend ist, übermäßiger Alkoholkonsum und, was gerade bei den Fans von Hertha BSC ein Problem ist, Ausländerfeindlichkeit und Rassismus. Das zieht sich wie ein roter Faden durch die Jahre, wobei es da ein wellenartiges Auf und Ab gibt. Was sich zeigt ist, daß oft die entsprechenden Sprüche kommen, wenn „Ausländer" auch politisch ein vorrangiges Thema sind. Der Wahlkampf ist da immer eine ganz heikle Zeit. Als damals die CDU das Asylrecht und den angeblichen Mißbrauch forciert hat, war das auch das beherrschende Thema beim Fußball.

Jetzt sind es Gesänge wie „Wir bauen eine U-Bahn von St. Pauli bis nach Auschwitz" [2], die „UUH UUH UUH" Rufe wenn schwarze Spieler am Ball sind [3] und „Jude Jude" Rufe bei Fehlentscheidungen der Schiedsrichter. Angesichts dessen wären wir fast schon wieder froh, wenn stattdessen der Schiedsrichter wieder als „Schwarze Sau"[4] beschimpft würde.

Diese Gesänge und Rufe gibt es im Stadion, aber natürlich auch bei An- und Abfahrt. Deshalb hat vor kürzerer Zeit die jüdische Gemeinde auch Vertreter von Hertha BSC eingeladen, da eine ältere Frau diese Gesänge mitanhören mußte und weder andere Fahrgäste noch die Polizei dagegen einschritten.

Wie versucht Ihr denn gegenüber den Fans solche Sprüche und Gesänge zu hinterfragen und zurückzudrängen?

Es ist schwierig. Wir bieten den Jugendlichen Begegnungen an, bei denen sie die Gelegenheit erhalten, auch mal über den eigenen Tellerrand hinaus zu blicken. Wir nutzen beispielsweise Großereignisse wie die WM, wo wir dann internationale Fußballturniere organisieren.

Außerdem bieten wir auch Lesungen an, beispielsweise über afrikanischen und südamerikanischen Fußball, kombiniert mit einem kulturellen Rahmenprogramm. Das hört sich alles ziemlich banal an, aber wenigstens bringen die Jugendlichen eine gewisse Offenheit mit. Natürlich können wir sie nicht von heute auf morgen ändern.

Unser zweiter Ansatz ist genau die Fans zu stärken, die eben nicht rechts sind, sondern andere Einstellungen haben. Die sich bei Hertha aber nicht recht trauen, dies auch lautstark nach außen zu tragen. Deshalb kann man aber auch die Verhältnisse schwer einschätzen. Wenn man sich ein einziges Spiel bei Hertha ansieht, könnte man meinen, die ganze Kurve ist rechts, was aber daran liegt, daß sich anders Gesinnte einfach nicht trauen, als solche aufzutreten. Wir versuchen diese Leute zu stärken und ihr Gemeinschaftsgefühl zu stärken. Ich glaube nicht unbedingt, daß man damit das Denken der Rechten ändert, aber es könnte eine Wende in der Fankultur vorangetrieben werden.

Sicherlich äußern sich viele der Fans rechts und rassistisch, aber der Einfluß von organisierten Rechten in den Stadien ist deutlich geringer als oft angenommen

in der Fankultur vorantreiben

Interview mit Ralf Busch vom Berliner Fanprojekt

wird. Für die meisten Jugendlichen bleibt es bei den verbalen, provokativen Äußerungen. Es ist natürlich auch Ausdruck einer gewissen Grundhaltung, aber vieles ist auch Provokation.

Aber mit ihren rechten Sprüchen sehen sich die Jugendlichen doch nicht im Widerspruch zur Gesellschaft. Ihrer Meinung nach ist es doch eher so, daß sie das äußern, was die anderen nur denken und dies einfach konsequent formulieren. Und offensichtlich werden sie dafür nicht sanktioniert, weder von anderen Fans noch vom Verein. Sind bei massiven und kontinuierlichen rechten und rassistischen Sprüchen nicht gerade die Vereine in ihrer „demokratischen Verantwortung" gefordert?
Unsere Position ist, daß die Verantwortung des Vereins nicht am Stadiontor aufhört, auch wenn die Vereine immer beteuern, Fußball habe nichts mit Politik zu tun. Es gibt zwar immer wieder Diskussionen mit den Vereinsverantwortlichen, aber meistens ergibt sich keine Konsequenz.

Wenn ich zu einem „nomalen" Heimspiel von Hertha gehe, dann verteilt die NPD vor dem Stadion Flugblätter, es gibt viele offensichtlich rechte Jugendliche und entsprechende Sprüche. Eine Stimmung die dazu führt, daß kaum ausländische Leute zu Hertha gehen. Der Eindruck, der entsteht, ist auch, daß die Vereinsverantwortlichen diese rechte Grundstimmung nicht stört, solange das Stadion voll ist und es im Stadion nicht zu Auseinandersetzungen kommt.
In der ersten Bundesliga ist Schalke 04 bisher der einzige Verein, der eine Antidiskriminierungs-Vorschrift in der Stadionordnung hat. Natürlich wird das nicht soweit gehen, daß sich Ordner Leute aus der Kurve greifen und des Stadions verweisen. Andererseits hat so eine Vorschrift aber natürlich einen symbolischen Effekt, der dem Verein auch nicht viel abverlangt. Genausowenig wie es dem Stadionsprecher viel Mühe machen würde, wenn er verbal intervenieren würde, wenn beispielsweise UUH UUH UUH-Rufe gegenüber gegnerischen schwarzen Spielern losgehen. Warum passiert sowenig in diese Richtung bei den Vereinen und speziell bei Hertha?
Es hat sich schon einiges getan beim Verein: Aber vieles läßt noch zu wünschen übrig. Wir versuchen seit Jahren den Verein dazu zu bringen, sich zum Thema rechtsradikale Fans klarer zu positionieren. Aber da gibt es Widerstände. Unser Vorschlag war beispielsweise ein Offener Brief der Spieler und des Vereins bezüglich der NPD-Flugblätter, der dann an selber Stelle hätte verteilt werden können. Aber da sind wir gegen eine Wand gelaufen. Immer mit den Argumenten, der Verein habe unpolitisch zu sein, man solle das Ganze nicht hochkochen und außerdem habe der Verein bereits deutlich gemacht, daß sie in keiner Weise politisch mit der NPD übereinstimmen. Der Verein sieht es tatsächlich auch nicht als großes Problem. Sie sehen zwar, daß es rechte Fans gibt, aber das ist eben nur eine Minderheit, das sind keine richtigen oder gar keine Fans.

Gab es denn trotzdem in letzter Zeit konkrete Ansätze und Zusammenarbeit mit dem Verein?
Im Vorfeld des Heimspiel gegen Schalke gab es eine große Offenheit der Verantwortlichen. In dem Spiel lag einiges an Brisanz, einerseits durch tradierte Feindschaften auf der Hool-Ebene und andererseits war klar, daß viele türkische Fans kommen werden, um sich den Schalker Spieler Hami anzusehen. Da geisterten ja Zahlen von bis zu 7.000 herum, letztendlich gekommen sind dann 200. Dazu hatte die NPD angekündigt, mit 70 Leuten vor Ort zu sein, was dann aber auch deutlich weniger wurden.
Es gab dann ein Treffen von uns mit der Polizei und Vereinsverantwortlichen. Konkret gab es am Stadion Durchsagen in türkischer Sprache. Mit dem Stadionsprecher war abgesprochen, daß er sich zu Wort meldet, falls es rassistische Sprechchöre gegen türkische Fans und Spieler geben würde. Wir als Fanprojekt hatten vorher Gespräche mit einigen Fangruppen, mit denen wir abgesprochen hatten, daß in dem Fall, wenn solche Sprüche kommen, sie sofort andere Gesänge anstimmen. Eine zweite Absprache war, daß nicht der „Sieg, Sieg"-Ruf angetrommelt wird, weil viele dann das Heil hinten dranhängen.
Das hat in der Umsetzung auch ganz gut funktioniert, bis auf die letzte Viertelstunde, als Schalke einen schwarzen Spieler eingewechselt hat. Dann kamen wieder die UUH UUH UUH Rufe, und zwar aus der ganzen Kurve.
Aber es war immerhin ein erster Schritt, weil in der meisten Zeit tatsächlich immer andere Gesänge angestimmt wurden, wenn rassistische Sprüche kamen. Das zeigt zumindest, daß so etwas möglich ist.

Wenn sie das nicht wollen, müßten sie sich von den Rechten in ihren Reihen argumentieren änlich wie die Vereine. „Das, was wir beim Fuß



Gerade nach den Ereignissen bei der WM war in den Medien oft davon die Rede, daß die Hools auch stark rechts organisiert sind. Ist das wirklich so, oder sind das in erster Linie Männer, die sich gerne gegenseitig aufs Maul hauen?
In erster Linie sind das Leute, die sich gern gegenseitig aufs Maul hauen, die überwiegend konservativ und autoritär eingestellt sind und für die Konfliktlösungen durch Gewalt kein Tabu ist. Es ist aber auch eine Gruppe, die nicht sehr konsequent ist. Einerseits beschweren sie sich oft, daß sie von den Medien als rechts dargestellt werden, obwohl sie sich eher unpolitisch fühlen. Andererseits lassen sie sich aber gleichzeitig immer vor den rechten Karren spannen.

Das heißt, Hools sehen nur die Leute als rechts an, die in entsprechenden Parteien oder Kameradschaften organisiert sind?

distanzieren. Aber die Hools
ball machen, hat mit Politik nichts zu

Ja. Aber die Hools dürfen sich nicht wundern, wenn sie – z.B. nach einem Angriff auf ein Flüchtlingswohnheim[5] oder den Vorfällen beim Länderspiel in Polen (Transparent: „Schindler-Juden wir grüßen Euch) – von den Medien als Rechte bezeichnet werden. Wenn sie das nicht wollen müßten sie sich von den Rechten in ihren Reihen distanzieren. Aber die Hools argumentieren ähnlich wie die Vereine. „Das was wir beim Fußball machen, hat mit Politik nichts zu tun."

Wie schätzt du die Entwicklung der letzten Jahre ein und inwieweit ist euer Projekt erfolgreich?
Naja, was heißt erfolgreich? Es sind viele kleine Erfolge. Wir sind bekannt. Manchmal kriegen wir von den Hools zu hören, wir würden ihnen den Nachwuchs wegnehmen. Das kann man natürlich als Erfolg werten. Manchmal denke ich auch, es hat sich nichts geändert. Was haben wir eigentlich erreicht? Es gab Punkte, da haben wir gedacht, daß wir das mit den rechten Sprüchen etwas eingedämmt haben und auf einmal geht das dann doch wieder los. Einige der Fans haben sich seit Jahren überhaupt nicht verändert, aber es gibt auch welche, die offener geworden sind und sich auch mit anderen auseinandersetzen.
Wenn du mit 2 Leuten in eine Fankurve von 10.000 gehst, erreichst du sowieso nur einen Bruchteil. Deshalb setzen wir auf Selbstinitiative. Die Fans zu unterstützen, die auch etwas machen wollen. Ein Schritt wäre es, wenn die Stimmung sich dahin ändert, daß man im Block mit rechten Sprüchen vorsichtig sein muß. Du hast dann zwar in den Köpfen nicht viel verändert, aber zumindest in der Außenwirkung.

Siehst Du bei Hertha tatsächlich eine Chance dafür?
Die grundsätzliche Frage ist, ob wir in unserem Segment Fußball eine andere Realität schaffen können, als die gesamtgesellschaftliche eine ist. Die Jugendlichen haben ja nicht das Gefühl, daß das, was sie machen gesellschaftlich nicht akzeptiert wäre.
Von Situationen wie in Düsseldorf, wo ein ganzer Block mit „Nazis raus" auf rechte Sprüche reagiert, können wir hier aber erstmal nur träumen.

Interview: Tobias Faßmeyer, Jürgen Temming /ZAG



Foto: Markus Stilo

1 Die Konferenz wurde nach schweren Ausschreitungen während des Europa-Pokalspiels Dynamo Dresden – Roter Stern Belgrad, die zum Abbruch des Spiels führten, eingesetzt. Die Innen- und Sportminister der Länder beschlossen einen Maßnahmenkatalog bezüglich Stadionordnung, Ordneranzahl und -einsatz, bundesweite Stadionverbote sowie die Förderung pädagogischer, gewaltpräventiver und gewaltmindernder Fan-Arbeit. Demnach sollte jeder 1. Liga Verein ein Fan-Projekt erhalten, was aber bis heute nicht der Fall ist.
2 Die Fans des Hamburger FC St. Pauli sind seit Jahren, im Gegensatz zu vielen anderen Vereinen, eher politisch links einzuordnen und daher oft Zielobjekt rechter Fans.
3 Diese Rufe sollen Affengebrüll nachahmen und die schwarzen Spieler damit als Affen aus dem Urwald darstellen.
4 Dieser Ruf bezog sich auf die bis vor ein paar Jahren übliche, einheitlich schwarze Kleidung der Schiedsrichter.
5 So geschehen 1993, als Hools des FC Berlin ein Flüchtlingsheim in Greifswald angriffen.

Foto: Günter Hartmann

„Das ist keine Reichskriegsflagge...

Türkiyemspor wurde 1978 als Gegenstück zu Türkspor gegründet. Türkspor gibt es seit den Sechziger Jahren und war damals ein rein türkischer Verein. Türkiyemspor wurde von Intellektuellen, Studenten und eher Linken gegründet und war immer von der Zielsetzung her offen für alle, insbesondere Deutsche. Heute hat der Verein ca. 500 aktive Mitglieder, davon 300 Jugendliche. Die Verbandsliga Berlin (5. Liga) ist die höchste Spielklasse, in der Türkiyemspor vertreten ist. In der Saison 94/95 wurde in der Regionalliga Nordost gespielt und nach dem Abstieg bis 1997 in der Oberliga. Das Gespräch führten wir mit Günter Hartmann. Seit 1987 bei Türkiyemspor, als Fan und Mitglied. Heute ist er Jugendleiter.



Foto: Türkiyemspor e.V.

ZAG: Türkiyemspor hat in der Saison 1994/95 in der Regionalliga Nordost gespielt. Wie war die Stimmung in den Stadien, wie ist eure Mannschaft aufgenommen worden? Uns interessieren insbesondere eure Erfahrungen bei Auswärtsspielen.

Günter Hartmann: Das Verhältnis zu den Schiedsrichtern war, soweit es mir bekannt ist, normal. Bei den Gastmannschaften war es damals in Cottbus problematisch, auch schon vor der Regionalligazeit, als wir noch in der Oberliga gespielt haben, war es mit Energie Cottbus problematisch, gerade unter den Sportlern selbst.

Was heißt da problematisch?

Das sind nicht-schöne Ausdrücke auf dem Spielfeld. Was so auf dem Spielfeld gesagt wird, bsw. „Kanacke". Die haben ihre Abneigung schon deutlich geäußert.

Das heißt also, da Türkiyemspor hauptsächlich mit türkischen Spielern antritt, sind diese von den anderen Spielern auch rassistisch beschimpft worden?

Richtig, ja! Das war bei Energie Cottbus so. Bei anderen Mannschaften habe ich nicht gehört, daß da unter den Fußballern sowas gesagt wurde.

Bei der Fanszene ist auch zu allererst Cottbus zu nennen. Das zieht sich durch, seit der Vereinigung der Fußballligen, Cottbus war immer ein Ort wo rassistische Beschimpfungen an der Tagesordnung sind. Auch mit tätlichen Angriffen. Das hat sich bis Heute nicht geändert. In der Oberliga war es in der Saison 95/96 so in Schwerin, bei Eintracht Schwerin. Auch Magdeburg muß hier genannt werden. Während in Orten wie Eberswalde oder Potsdam sowas nicht passierte.

Also so, als wenn ihr in Berlin spielt?

Na nicht ganz so, aber es gab in dem Sinne keine Angriffe. In Berlin, gerade in Westberlin gibt es sowas nicht, daß Skinheads kommen, und extra zu einem Spiel gegen uns hinkommen.

Beschreibe doch mal, wie es in Schwerin oder Cottbus im Stadion war?

Sagen wir mal so: Es war sehr bedrohlich. Z.B. in Schwerin waren sehr viele Skinheads im Stadion. Da gab's dann einen leicht angetrunkenen Einsatzleiter und es waren da kaum Polizisten im Stadion. Wir haben den aufmerksam gemacht, daß da eine Reichskriegsfahne im Block hing, die ja verboten sei, und daß die entfernt werden müßte. Woraufhin er zu uns meinte, das wäre keine Reichskriegsflagge, er wüßte wie die aussieht, die hat er schon mal im Spiegel gesehen. Später ist der dann auch in diesen Block gegangen und hat mit den Jungs kumpelhaft geredet. Der war für uns kein Schutz. Der ganze Block von Faschoskins ist dann in der Halbzeitpause ganz provokant bei uns durchgegangen, wir waren nur drei Leute und die sind da durch uns durchgelaufen; haben aber auch nichts gemacht, aber es war sehr bedrohlich.

Ist es denn irgendwann mal zu tätlichen Angriffen gekommen?

Ja! In Cottbus während der Regionalligazeit. Bei Sachsen Leipzig auch, wobei sich da die Polizei bescheuert verhalten hat. Die haben unseren Bus direkt vor dem Ausgang stehen gelassen und wir sollten sofort nach Spielende raus in den Bus und gleichzeitig gingen auch die Fans von Sachsen Leipzig raus, wobei das normale Fans waren, keine Skins. Da gab's dann Attacken gegen den Bus. Wir waren glücklicherweise schon drinnen, während der Bus mit Gegenständen beworfen und gegengetreten wurde.

In Thale standen die Faschos mit Baseballschlägern direkt hinter unserem Block. Die mußten dann abgegeben werden und dann haben die uns noch mehr bedroht. Irgendwann haben die Bullen dann uns von dem Block weggebracht und in irgendeine Ecke verwiesen und die Rechten haben dann den leeren Block regelrecht gestürmt. Beim zweiten Spiel in Thale haben die Bullen den Block dann abgeriegelt und die Faschos standen dann neben uns. Haben auch mal kurz die Reichskriegsfahne an einem Fahnenmast hochgezogen. Mußten die aber auch wieder runternehmen.

„... später ist er dann auch in diesen Block gegangen und hat mit den Jungs kumpelhaft geredet ..."

Du sagst ja, daß es in Berlin nicht so sei; ist das in Berlin überall so?

In Berlin gibt es die beiden Ostvereine: FC Berlin und Union. Bei Union war es von Anfang an so. Noch vor der Regionalligazeit hatten wir ein Pokalspiel gegen Union Berlin. Das haben wir gewonnen. Da waren sehr viele Nazis im Stadion, die stehen da zusammen mit den „normalen" Fans – ein Block von 300 bis 400. Da sind abwandernde türkische Fans im Stadion gezielt angegriffen worden.

Beim ersten Spiel gegen FC Berlin 1995, auch ein Pokalspiel in Hohenschönhausen, sind ganz gezielt Nazis zu diesem Spiel ins Stadion gekommen, ich würde sagen 200 bis 300 Faschos und rechte Hools – der FC Berlin hat eigentlich auch nie andere Fans gehabt. Wir standen da auf der Haupttribüne und die sind dann in der Halbzeitpause alle auf die Haupttribüne gedrängt. Haben von dortaus unsere Spieler und Trainer angemacht, beschimpft und irgendwann riefen dann die Fans von uns „Nazis raus" und es drohte zu eskalieren. Im letzten Moment haben sich dann die Bullen dazwischengeschoben.


Foto: Günter Hartmann

Damals hatten wir den Fußballfanladen „Anstoß“ initiiert. 1992 oder 93 entstand der in einem ehemals besetzten Haus mit antirassistischen und antifaschistischen Fußballfans, auch FC Berlin- und Unionfans, mit uns Türkiyemsporfans und den Berliner St. Paulifans. Nach diesem FC Berlin-Spiel hats dann einen Bruch gegeben. Die Fans vom FC Berlin aus dem Laden haben die Vorfälle dort ganz anders eingeschätzt als wir und da haben wir den Laden verlassen.

Worum ging es da: Die Einschätzung wer hatte zuerst provoziert?

Nein, nicht wer hat angefangen? Sondern grundsätzlich die Frage, war das nur Provokation der gegnerischen Fans oder waren es wirklich Faschisten, die da zum Spiel gekommen sind. Es wurde einfach abgestritten, „das muß man nicht so eng sehen“ in diese Richtung ging das. Das war für uns der Punkt zu sagen, daß der antirassistische Fußballladen nichts mehr mit Politik zu tun hat, da wird nur noch Fußball gelebt und sonst nichts.

Ihr seid dann aus dem Laden herausgegangen und die anderen haben ihn weitergeführt?

Ja, die haben den Laden dann weitergeführt und ich vermute, daß es jetzt ein reines Ostberliner Projekt ist.

Gibt es denn andere Vereine, wo ihr Verbindungen habt oder es Partnerschaften mit euch gibt?

Mit dem FC St. Pauli haben wir damals über den Fanladen gemeinsame Fahrten organisiert. Wenn bsw. Hertha nach St. Pauli gefahren ist, sind wir am Samstag nach Hamburg gefahren, haben dort übernachtet und sind Sonntag nach Stendal gefahren, wo Türkiyemspor gespielt hat.
Jetzt ist es so, daß wir sehr engen Kontakt zu den Fans von Tennis Borussia haben.

Wie sieht da die Kooperation aus?

Wir besuchen uns gegenseitig im Stadion, schreiben über die anderen Spiele in der eigenen Fanzeitung und man kennt sich dann auch persönlich.

Habt ihr auch positive Erfahrungen in den neuen Bundesländern gemacht?
Bei einem Cottbusspiel passierte mal folgendes: Wir standen mit unseren türkischen Fans da und wir sahen dann auf der anderen Seite 30–40 Antifas. Die wurden dann auch bei uns im Block reingelassen. Die wurden dann bejubelt, war eine tolle Atmosphäre. Später kamen dann noch ca. 20 Fans aus Brieske-Senftenberg, die extra angereist waren, dazu. Die Fans sehen ihren Verein als „Rote Insel im braunen Meer". Das war richtig schön mit denen zusammen im Block zu stehen und hat auch Eindruck gemacht auf die Hools von der anderen Seite. Also in Cottbus, in Brieske-Senftenberg und in Halle hatten wir ähnliche Erfahrungen. In Potsdam wurden wir von den Babelsbergern unterstützt und in Dessau kamen die Leute vom Autonomen Jugendzentrum mit riesengroßen roten Fahnen zu uns in den Block. Das wurde auch von den türkischen Fans positiv aufgenommen.

Bist Du denn der Meinung, daß in den neuen Bundesländern die Fanszene besonders rechtslastig ist, oder sind das einzelne Vereine, und solche Fanszenen findet man auch im „Westen"?
Ich tendiere dazu: Das sind einzelne Vereine, wie z. B. Cottbus, Hansa Rostock, Eintracht Schwerin und Schwedt, aber man findet diese Fans, die besonders rechts sind auch in der Bundesliga, HSV, Hertha und mittlerweile hört man das auch von Bayern.
Das ist auch so, wenn in der Ortszeitung steht, Türkiyemspor kommt zum Spiel, dann kommen Rechte auch extra dahin, um zu schauen, was geht, auch um rumzupöbeln. So war es auch in Schwedt und da sind wir dann auch attakiert worden.

Um nochmal auf Berlin zurückzukommen. Ihr müßt jetzt gegen Hertha BSC Amateure spielen. Vom Bundesliga Verein heißt es, die Fans seien besonders rechts. Wie ist das bei den Amateuren?
Das letzte Spiel von Türkiyemspor gegen Hertha-Amateure war dieses Frühjahr kurz nach dem Spiel Cottbus gegen St. Pauli. Da bin ich mit nach Cottbus gefahren. Da gab es auch Ärger: Da wurden die Busse mit Steinen beworfen. Das Spiel gegen Hertha war ein Wochenende später und da haben mich die Faschos wiedererkannt. Haben gesagt „der war in Cottbus, der war in Cottbus". Also die Hertha Fans gehen dann auch zu den Spielen von den Amateuren, gerade wenn Türkiyemspor spielt.

Was für Erfahrungen habt ihr noch in letzter Zeit gehabt?
In Halle hatten wir unseren letzten Probleme. Wir mußten gegen die Hallenser gegen den Abstieg spielen. Beim ersten Spiel hier bei uns haben sich die Hallenser zurückgehalten, aber in Halle. Wir hatten einen schwarzen Spieler dabei und ich habe ja oft erlebt, daß Spieler mit Affengeräuschen und Urwaldgeräuschen kommentiert werden. Aber so wie in Halle, der ganze Fanblock und das ganze Spiel hindurch. Sowas habe ich noch nie erlebt.

Gab oder gibt es denn von euch Bestrebungen was dagegen zu tun – auch auf offizieller Ebene, bsw. beim DFB?
Der Fußballladen „Anstoß" war ja ein Versuch. Da waren Fans verschiedener Vereine. Wir sind mit dem Anspruch angetreten, dagegen was zu machen. Wir haben Vereine angeschrieben, wir saßen damals mit dem Präsidenten von Union – Pedro Brombacher – zusammen, um den Ablauf der Spiele zu regeln. Wir haben – ich weiß nicht wie viele – Resolutionen und Schreiben losgeschickt. Es gibt mittlerweile auch eine bundesweite Faninitiative BAFF, Bündnis aktiver Fußballfans, früher hieß es Bündnis antifaschistischer Fußballfans. Den Namen haben sie geändert. Ich denke, das Thema Rassismus im Stadion ist mittlerweile wieder ein bißchen vom Tisch. Das antifaschistische, politische wird von den Fans selbst nicht mehr als so wichtig angesehen. Begründet wird es damit, man will einen breiteren Fankreis ansprechen, daher auch die Namensänderung. Die politische Arbeit in den Stadien ist wahrscheinlich für die Fans nicht mehr das Thema. Es gibt wenige, bsw. Schalke, wo noch gegen die rechten Hools gearbeitet wird, aber im Großen und Ganzen ist das kein Thema mehr.

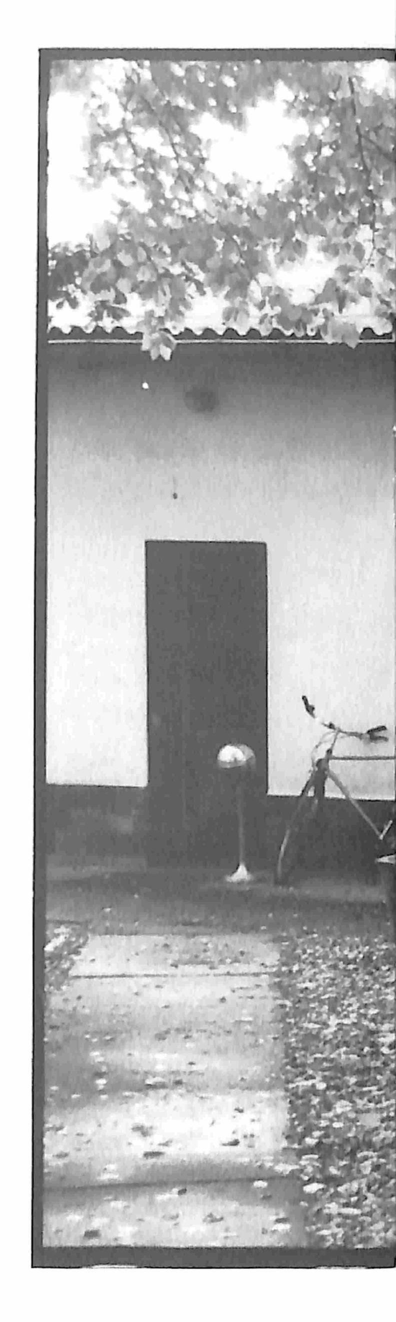
Bei Schalke gibt es ja einen Satzungsparagraphen gegen Rassismus im Verein. Findest Du so etwas sinnvoll?
Die Schalker Faninitiative gegen Rassismus hat das ja erreicht und wenn es konsequent umgesetzt wird: Ja! Wenn es aber nur auf dem Papier steht dann ... naja, was soll es.

Dann hat es keinen Sinn?
Ja. Aber es ist immer noch besser als wenn, wie bei Hertha, garnichts passiert. Wo man sagt, wir sind ein unpolitischer Verein und was irgendwer macht ist uns egal.

Interview: Markus Stilo /ZAG

Später kamen dann noch etwa 20 Fans aus Brieske-Senftenberg. Die Fans sehen ihren Verein als „Rote Insel im braunen Meer".

Der Aussiedler soll einmal Einheimischer werden



„Sport mit Aussiedlern" ist ein bundesweites Projekt, das Aussiedler an den organisierten Sport heranführen soll und sie in die Vereine der Sportorganisation integrieren will. Auf Initiative des Bundesinnenministeriums wurde 1989 das Projekt unter dem Dach des Deutschen Sportbundes gegründet. Die Koordinierung findet auf Landesebene statt. 1991 wurde das Projekt auf die neuen Bundesländer ausgeweitet. Die Brandenburgische Sportjugend hat im Rahmen dieses Projektes zwölf Stützpunktvereine (Partnerschaften), führt jährlich 150 Sport- und Spielveranstaltungen durch und organisiert Ferienfreizeiten. Wir führten ein Interview mit Uwe Koch, dem Projektleiter von „Sport mit Aussiedlern" in Brandenburg.

ZAG: Könnten Sie uns kurz die Ziele des Projektes „Sport mit Aussiedlern" beschreiben?

Uwe Koch: Das eine Konzept ist die Heranführung, Einbindung und die Betreuung im Verein, oder aber auch die Heranführung zum selbständigen längerfristigen Sporttreiben.

Es geht darum die Menschen, die aus einem fremden Land hierher kommen, das Sportsystem erfahrbar zu machen.

Der zweite Schritt ist gleichzeitig die einheimische Bevölkerung dafür zu sensibilisieren, daß die Sportvereine sich öffnen für andere Zielgruppen, auch für Fremde, und Zeichen setzen – gerade in der jetzigen Zeit – für ein tolerantes Brandenburg. Hier schaut her, die Sportvereine engagieren sich und sind willens sich an der besseren Eingliederung von Fremden in ihre sozialen Netzwerke zu beteiligen.

Zielsetzung ist es jedoch, die Aussiedler in bisher existierende Vereine zu integrieren?

Es gibt in fast jedem Ort einen Sportverein, es gibt ein flächendeckendes Netz, wo wir als Sportorganisation die Vereine vorfinden. Zugleich haben die Sportvereine nicht nur die Aufgabe Sport zu machen, sondern sind sehr stark in der Gemeinschaft verwurzelt. Sie bilden soziale Netzwerke heraus, bieten auch nebenbei Kinderbetreuung und mitunter werden darüber Arbeitsplätze vermittelt. Sportvereine können sehr wohl in der Lage sein, die Eingliederung zu erleichtern. Wir versuchen als Sportorganisation unsere Sportorganisation zu stärken.

Sie appellieren also auch an die Verantwortung der Vereine?

Ja, aber das ist nicht nur die politische Verantwortung, die wir als Dachorganisation haben. Wir müssen sie schon sensibilisieren. Es gibt in Brandenburg überwie-



Fotos: Markus Stilo

gend Vereine, die mit einer Sportart strukturiert sind und sich am Wettkampfsport orientieren. Z. B. Fußball, da spiele ich Fußball, ich habe meine Fußballmannschaft, ich habe vor allem Jungs, Mädchen nicht und wenn ein Junge keine Ahnung hat, wird er mehr oder weniger freiwillig den Verein wieder verlassen.
Der Verein ist dann – als Selbstorganisation – eine geschlossene Organisation. Und jetzt knacken sie mal so einen Verein auf, wenn ich da hingehe und sage, ihr müßt jetzt die hier am Ort lebenden Aussiedler integrieren. Das ist so einfach nicht zu lösen.

Sind sie bei den Vereinen auf Vorbehalte gestoßen, so wie es in einigen Orten generelle Vorbehalte gegen die Ansiedlung von Aussiedlern gab?
Also ich selbst habe Vorbehalte nicht erfahren. Das liegt natürlich zum großen Teil daran, daß ich genau recherchiere, wo sind Vereine die Interesse haben. Ich selbst habe auch eine vorhandene Projektstruktur vorgefunden. Ich denke mein Vorgänger hat es da schwieriger gehabt, er mußte erstmal Partner zum allerersten Mal finden und motivieren. Dann hat sich schließlich eine Struktur herausgebildet, wo die Vereine sehr langfristig und sehr gut in dem Projekt mitarbeiten.
In Eisenhüttenstadt bsw., hier sind 600 Familien angesiedelt worden, dies hat zu Turbulenzen geführt unter den Jugendlichen in den Neubaugebieten, wo Begriffe auftauchten, wie „Russenghetto“, oder daß Jugendclubs, die mitgenutzt wurden, dann den Namen „Russenclub“ erhielten. Ich kann dann gezielt ansprechen, bsw. über die Kreissportjugend gucken, wo sind Vereine, die sich engagieren wollen. Es ist schwierig zu sagen, wenn dann mal eine ablehnende Haltung auftaucht, ob sie politisch motiviert ist oder strukturell bedingt ist.
Es geht uns darum die Sportvereine zu motivieren, anzuleiten, zu befähigen und zu sensibilisieren.

Beispiel Niedergörsdorf: Hier sind auf dem Gelände eines ehemaligen Militärflughafen in zu Sozialwohnungen umgebauten Kasernen u. a. Aussiedler untergebracht worden. Sie hatten dort von ihrem Projekt aus einen Betreuungsschwerpunkt. Sie machten dort die Erfahrung, daß es von den Aussiedlern selbst Bestrebungen gab, einen eigenen Verein zu gründen?
Ja, die Bestrebung gab es, aber wurde auch wieder fallengelassen, weil die Jugendlichen sich da nicht zu Ende engagiert haben. Aber in der Tat hat es auch Befindlichkeiten ausgelöst.

Befindlichkeiten welcher Art?
Naja, ich bin mir nicht mal sicher, ob die Befindlichkeiten von den Vereinen selbst kamen. Vielmehr bestand die Gefahr einer Separierung. Es kann, bei der ohnehin schon sehr isolierten Lage nicht das Ziel sein eine zusätzliche Separierung zu schaffen. Wenn ein eigener Verein gegründet wird, muß der ja nicht ein Verein der Aussiedler bleiben. Es hätte auch die Chance gegeben einen ortsansässigen Verein zu gründen und das scheint mir die wichtigere Frage zu sein. Hier haben wir das Problem, zwischen Niedergörsdorf, wo der Stützpunktverein ist und dem Flugplatzgelände ist eine Entfernung von 7 oder 9 Kilometern und das ist eine Hürde. Wir wollen sie an den Sport heranführen und schaffen aber Strukturen, die fast unüberwindlich sind. Vielleicht wäre es wirklich das Beste gewesen, wenn sich ein eigener Verein herausgebildet hätte, als sportliche Interessenvertretung des Ortes und der ist entwicklungsfähig.

Es gibt aber auch bei den einheimischen Jugendlichen, in dem neugeschaffenen Wohngebiet Probleme, auch Akzeptanzprobleme.

Dort hatte man andere Bestrebungen und möglicherweise hatte man auch das Bild der türkischen Vereine, z. B. Türkiyemspor vor Augen. Ich persönlich halte dies garnicht für so schlecht, wenn sie denn bereit sind, in der Sportorganisation mitzuwirken. Ich hab auch nichts dagegen, wenn sie sich in bestimmten Bereichen zusammenfinden und ihre eigene Kultur pflegen. Es kann auch die Sportorganisation bereichern. Wenn es dazu beträgt eine Selbstfindung, eine Identität zu finden, hätte ich es für eine gute Lösung gehalten.



Am Ende ist es eigentlich an ganz pragmatischen Dingen gescheitert, die Jugendlichen haben einfach kein Interesse mehr gehabt und offensichtlich auch keine Unterstützung vor Ort erhalten.

Könnte es nicht die Chance geben durch die Übergabe eines Sportmobiles von ihnem Projekt an den Jugendclub, der von den jugendlichen Aussiedlern genutzt wird, daß die Jugendlichen aus den umliegenden Gemeinden dann dorthin gehen?
Also, das Transportproblem besteht natürlich auch für die einheimischen Jugendlichen. Aber sie wollen auch nicht dorthin. „Dahin gehen wir nicht". Es heißt „Da oben sind die Aussiedler und hier sind wir". Mit Hilfe der Bereitstellung des Sportmobiles für alle muß erstmal eine Struktur geschaffen werden, die das ausgleicht, und sei es nur, daß nicht immer gesagt wird, es wird ja nur alles bei denen reingepumpt. Es muß auch erstmal Transparenz geschaffen werden, damit es nicht nur eine einseitige Förderung gibt. Es gibt aber auch bei den einheimischen Jugendlichen, in dem neugeschaffenen Wohngebiet Probleme, auch Akzeptanzprobleme.

Die Arbeit im Projekt ist von der Gründungsidee her auf Aussiedler konzentriert. Arbeiten sie dabei auch mit Ausländern oder Asylbewerbern zusammen?
Das ist in der Tat ein Problem. Einerseits muß man sich auf eine Zielgruppe konzentieren, andererseits liegen die Probleme und Interessen ähnlich. Es gibt nur eine Verbindung: Daß wir bei Sport- und Spielfesten alle einladen. Nicht nur Aussiedler sondern auch Ausländer. Aber es beschränkt sich auch darauf. Stützpunktvereine können dafür im Rahmen des Projektes nicht gefördert werden und Ferienfreizeiten auch nicht. Mit der Arbeit des Projektes sind auch unsere Mitarbeiter ausgelastet. Da bleibt auch keine Zeit mehr mit Ausländern was zu machen.
Aber es gibt auch Verknüpfungen, bsw. beim SC Potsdam, ist der eingestellte Mitarbeiter für die Integration von Aussiedlern und Ausländern verantwortlich, und auch im Stützpunktverein in Rathenow kümmert sich der Verantwortliche um die Integration von Aussiedlern und Ausländern. Jedoch bei den Förderinstrumentarien sind uns da die Hände gebunden.

Ihnen ist auch nicht bekannt, daß es ein ähnliches Projekt wie dieses bundesweite „Sport mit Aussiedlern" für Ausländer oder Asylbewerber gibt?
Nein! Das gibt es nicht. Ich glaube, das ist ein einmaliges Projekt. Auch als in dieser Breite und dem Umfang gefördertes Projekt. Die Aussiedler sind eine Bevölkerungsgruppe geworden, die einen breiten Raum einnimmt und hoffentlich mal von der übrigen Bevölkerung nicht mehr zu unterscheiden ist. Insofern hat das Projekt auch seinen Stellenwert in der Gesellschaft.



Wie sind ihrer Meinung nach die Sportmöglichkeiten für Ausländer und Asylbewerber in Brandenburg?
Die Sportvereine stehen prinzipiell jedem Menschen offen. Insofern sind die Sportmöglichkeiten nicht besser und nicht schlechter für die Ausländer. Gut! Die Frage wollen sie natürlich nicht so von mir beantwortet hören.

Sie sagen ja selbst, daß die Situation für Aussiedler schwierig ist, sonst müßte es das Projekt nicht geben?
Ich denke schon, daß Ausländer, die im Land leben, die selben Bedingungen haben, wie jeder andere Bürger auch, und ich denke, sie nehmen die auch wahr. Türken haben ihre eigenen Sportvereine gegründet usw. Wo ist das Problem, wenn jemand schwarze Hautfarbe hat, in Potsdam wohnt und sich irgendeinem Verein anschließt. Sie finden auch Ausländer in den Vereinen vor. Und mit der Breitensportinitiative bsw. werden auch Ausländer konkrekt angesprochen, in Vereinen Sport zu treiben.
Aber ich denke auch, in den Asylbewerberheimen finden wir eine ähnliche Situation vor, wie bei den Aussiedlern. Dort gibt es keine Sporträume und keine Sportmöglichkeiten. Da denke ich, sind die Bedingungen in der Tat schlecht.

Sind sie der Meinung, daß auch hier eine Förderung ebenso notwendig wäre?
Ich denke schon, daß sowas auch gefördert werden sollte, und daß das auch nur die Zukunft sein kann. Ich halte dies auch für eine Schwäche unseres Projektes. Da hat das Programm eine scharfe Abgrenzung. Ich denke, es müßte auch Initiativen geben, die sich um solche Bevölkerungsgruppen kümmern.
Auch hier können Sportvereine sehr wertvolle Arbeit leisten. Ich muß aber auch dazu sagen, nicht für alles sind die Sportvereine verantwortlich. Die einheimische Bevölkerung artikuliert sich dann in dem Sinne, wer dazugehören will, soll dazugehören und wer nicht dazugehören will, gehört nicht dazu.

Sie hatten vorhin angesprochen, daß es auch Prozesse gibt, daß selbst Einheimische, die nicht in einen Verein passen, wieder herausgedrängt werden?
Ja richtig! Aber ich sage nochmal: Jede dieser Initiativen trägt dazu bei, daß die Vereine sich öffnen und die Mitglieder sensibilisiert werden für Fremde und andere Kulturen. Ich denke Vereine realisieren den integrativen Anspruch schon besser als andere Organisationen oder Menschen, die nicht im Verein tätig sind. Das ist mein Eindruck.
Mein Ziel ist es nicht, für immer in einem Verein mit Aussiedlern zu arbeiten, nämlich der Aussiedler soll einmal Einheimischer werden. Das selbe gilt, wenn Fremde, Ausländer kommen, daß sie sich einbringen können in die Gesellschaft und sagen können, ich nehme an dem Sportangebot teil oder ich nehme nicht teil. Ich gebe aber auch zu, da muß noch was getan werden. Es bleibt der Punkt, es gibt nicht ein vergleichbares Programm, um bsw. die Betreuung an den Ausländerheimen abzusichern.
Man muß aber auch die Vereine verstehen, die klagen schon bei den Übergangswohnheimen, man gewinnt Menschen lieb und dann zieht die Karawane weiter und die fangen mit ihrer Arbeit von vorne an.

Die wegziehen, aber auch?
Ja, aber die nehmen ein Stück Erfahrung mit. Gut, der Verein hat auch Erfahrung gewonnen. Aber die nehmen eine Erfahrung mit, daß es eine Sportorganisation gibt, die einem auch hilft in bestimmten Situationen und die ein zu Hause und ein soziales Netzwerk bieten kann.

Interview: Markus Stilo, Jürgen Temming /ZAG

Gay Games 1998

Im August diesen Jahres fanden in Amsterdam die Gay Games statt, ein einwöchiges von und für Lesben und Schwule organisiertes Sport- und Kulturevent. Unter dem Motto „Friendship through Culture and Sports" reisten fast 15 000 SportlerInnen und 250 000 BesucherInnen aus 66 Ländern in die lesbisch-schwule Metropole. Die Games von Amsterdam waren die insgesamt fünfte Veranstaltung ihrer Art und finden – entsprechend allen wichtigen Sportereignissen – im Vierjahresrhythmus statt.
Die ersten, der inzwischen zur internationalen und beträchtliche Summen umsetzenden Massenveranstaltung angewachsenen Spiele, fanden 1982 mit gerade 1300 TeilnehmerInnen in San Francisco statt. Die Gründer der Games – vor allem Tom Waddel, der Hauptinitiator und ehemalige olympische Zehnkämpfer – wollten sowohl FreizeitsportlerInnen als auch SpitzensportlerInnen den Raum bieten, als Lesben und Schwule gemeinsam an die Öffentlichkeit zu treten und so den unterschiedlichen Formen von Diskriminierung nicht nur im Sport entgegenzuwirken. Der ursprünglich geplante Titel Gay Olympics mußte aufgegeben werden, da das Internationale Olympische Komitee eine solche Namensgebung per Gerichtsbeschluß verhindern ließ. In dieser Phase des Reaganschen Neokonservatismus setzten die ersten Gay Games 1982 durchaus wichtige Zeichen: Eine Rückkehr ins „Closet" für Lesben und Schwule ist auch mit regressiver Moralpolitik nicht zu erwirken.
Waren die Gay Games 1982 in San Francisco noch sehr stark vom Emanzipationsgedanken geprägt, so standen bei den Games 1986 (ebenfalls San Francisco) und 1990 (Vancouver, Canada) die Auseinandersetzung mit der AIDS-Krise, die die nordamerikanische lesbisch-schwule Community nachhaltig erschütterte, im Mittelpunkt. Der konsequent umgesetzte Anspruch, behinderten und kranken Menschen eine aktive Teilnahme an den Sport- und Kultur-Veranstaltugen zu ermöglichen, gehört seitdem zu dem Selbstverständnis der Gay Games. Zeitgleich mit dem 25-jährigen Jubiläum von Stonewall, dem Beginn der Lesben- und Schwulenbewegung in den USA, fanden die Gay Games IV 1994 in New York statt. Mit über 10 000 TeilnehmerInnen waren diese das größte lesbisch-schwule Sportereignis aller Zeiten und spätestens hier wurden die Games zu einer etablierten Massenveranstaltung, die neben Sport und Kultur vor allem viel Kommerz verspricht.

Anspruch und Kommerz

In diesem Spannungsfeld zwischen einerseits politischen Wurzeln und andererseits der Kommerzialisierung einer Community, die wie kaum eine andere den westlichen Life-Style der 90er Jahre geprägt hat, standen die diesjährigen Amsterdamer Gay Games V. Die von kritischeren Stimmen längst in Pay Games umbenannte Veranstaltung stand unter dem Motto „Friendship through Culture and Sports". Während einerseits Teilnahmegebühren und Eintrittspreise so deftig waren, daß klar zu sein schien, welches weiße männliche besserverdienende Publikum angesprochen werden sollte, wurde in einer bisher einmaligen Kampagne und Low-Cost-Housing-Angeboten für die verstärkte Teilnahme von Frauen geworben. Durchaus erfolgreich im übrigen, mit 42% war der Frauenanteil hoch wie noch nie. Zudem wurde durch ein Outreach-Programm, mit dem 300 Lesben und Schwulen aus Osteuropa, Asien und Afrika und Südamerika die Anreise und Teilnahme finanziert wurde, der Anspruch, „Friendship" über die Grenzen Europas und Nordamerikas hinaus zu verwirklichen, zumindest in Ansätzen umgesetzt. Zahlreiche Kultur- und Informationsveranstaltungen vermittelten Eindrücke aus Ländern, in denen die Diskriminierung und/oder Verfolgung zu den teilweise gesetzlich festgeschriebenen Alltagserfahrungen Schwuler und Lesben gehören.

Friede, Freude, „Friendship"?

Also doch Friede, Freude, „Friendship", Love and Peace politisch korrekt verpackt? Vielleicht. Die Liste der namhaften Sponsoren und die offenkundige, auch finanzielle Unterstützung der Stadt Amsterdam für die Games zeigten, wie wenig Brisanz lesbische und schwule Themen in europäischen Landen scheinbar noch beinhalten – erfreulicherweise. Ob die internationalen Solidaritätsbekundungen, die bei den Gay Games zu hören waren und das fast schon rührselige Freundschaftsmotto mehr als nur schönes atmosphärisches Beiwerk waren, werden nicht die Gay Games, sondern die Töne und Aktivitäten der lesbisch-schwulen Communities in den nächsten Jahren zeigen.
Was trotz allem und aller kritischen Anmerkungen bleibt, ist eine Woche Amsterdam in bestechender Atmosphäre, der sich kaum jemand der 250 000 BesucherInnen entziehen konnte. Die durchaus sehr pathetisch angelegte Eröffnungsveranstaltung schaffte es – wie auch die allermeisten Wettkämpfe – auf klassische und sportliche Nationalismen zu verzichten. Der Einmarsch der AthletInnen erfolgte größtenteils nach Städteteams, die Nennung der Nationalitäten erfüllte aufrichtig vornehmlich dokumentarische Zwecke. Einige Pressevertreter versuchten, Medaillenspiegel nach nationalistischer Olympia-Manier zu erstellen und zu verbreiten, die aber im großen Ganzen auf kein Interesse stießen. Während in manchen Disziplinen wie z.B. dem Schwimmen eine Orientierung in sehr leistungssportliche Gefilde ein wenig bedenklich stimmte, funktionierte das Motto „Gewinnen und auch mal gewinnen lassen" in den Teamsportarten teilweise hervorragend. Der Spagat zwischen Überresten von Subkultur und trendy Kommerz, zwischen Spaß und Ehrgeiz ist bei den Amsterdamer Gay Games noch durchaus gelungen – Lesben und Schwule sind nicht die besseren Menschen, aber die Gay Games sind auf jeden Fall die bessere Olympiade.

Silke Buttgereit



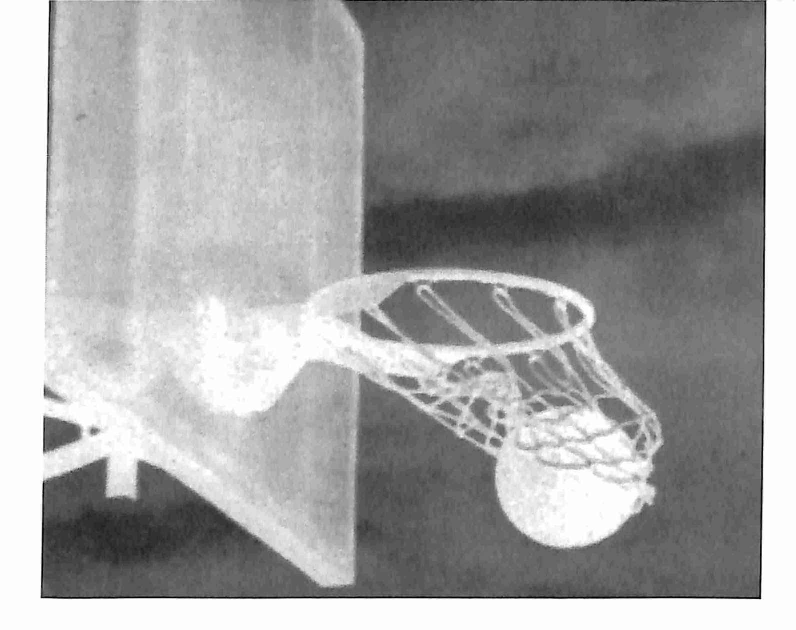
Sport und Nationalismus, die Gay-Games in Amsterdam

Interview mit Karl Camurca von der HAA! (Initiative Homosexuelle Afrikanischer Abstammung) Teilnehmer im Karate und Ilona Bubeck vom Quer-Verlag, Zuschauerin bei den Gay Games.

ZAG: Meist ist internationaler Sport stark mit nationalistischen Gefühlen verbunden. Wie war das in Amsterdam?
Ilona: Bei den Gay Games hatte ich den Eindruck nicht. Ich fand es schön, daß die, die eingelaufen sind, durch ihre Länder erkennbar waren, bzw. bei Deutschland und den Niederlanden war es nach Städten aufgeteilt. Der Hintergrund war tatsächlich, daß sie nicht als Länder einlaufen wollten, sondern als Städtegruppen. In Berlin gab es auch einige Stimmen, nicht im Trikot zu laufen, d.h. nicht uniformiert. Ich fand es aber schön, die TeilnehmerInnen am Trikot erkennen zu können, nicht weil ich die Berliner toller als die Frankfurter oder Kölner finde. Ich habe mich einfach gefreut, die Leute zu erkennen. Es war sehr berührend, als die einzelnen Länder hereinkamen, Länder, von denen man weiß, daß dort Lesben und Schwule nicht offen leben können, kaum Geld haben, überhaupt hierher zu reisen. Da erhält die Komponente der Nation eine ganz andere Bedeutung, nämlich, welche Bedingungen herrschen in den jeweiligen Ländern und die Tatsache der Begegnung. Erschreckend fand ich da das Ungleichgewicht, daß so sehr viele mehr aus den USA und Europa, vor allem Deutschland da waren, als aus anderen Ländern.
Karl: Für mich war die Eröffnungszeremonie auch ein sehr intensives Erlebnis. Das war ein großes Hallo und Freuen, daß man sich gesehen hat. Die Nationalität war aber unwichtig, auch bei den Wettkämpfen, man hat sich gegenseitig gegrüßt und auch zugejubelt. Bei der Abschlußzeremonie war wieder das gleiche Spiel. Da wollten sie erst wieder nach Ländern aufteilen, das war aber völlig illusorisch, es hat sich alles wild durcheinander gemischt und es war wirklich eine große olympische Familie. Das war nicht von außen aufgedrückt, das war einfach so. Nationalität war unwichtig.

Aber es war wichtig zu sehen, wer aus welchen Ländern da war?
Karl: Na, ich bin schwarz und deswegen war es mir wichtig als schwarzer Deutscher auch mit anderen schwarzen Homosexuellen aus der ganzen Welt Kontakt aufzunehmen und ein internationales Network zu machen. Es war wichtig um in Kontakt kommen zu können.

Und daß man sich vielleicht gefreut hat, wenn welche z.B. aus dem Iran da waren...
Karl: Da habe ich mich sehr gefreut, obwohl eben aus wirtschaftlichen Gründen viele Länder total unterrepräsentiert waren, und auch aus strukturellen Gründen, die Unterdrückung von Homosexuellen in diesen Ländern viel stärker ist als bei uns.



Ich habe gehört, es gab auch einige, die sich nicht getraut haben, unter der nationalen Flagge einzulaufen
Karl: Das kann gut sein. Die schwule Sportvereinsszene entwickelt sich ja gerade erst in Europa und Amerika, in anderen Ländern sind die einfach noch nicht so weit bzw. sagen wir lieber, die Entwicklung geht nicht dahin.
Ilona: Ich fand, daß es sehr eurozentriert war, aber auch Länder wie Spanien und Italien waren nur in kleinen Gruppen vertreten, das Nord-Süd-Gefälle war sehr deutlich. Dort gibt es nicht so viele Sportvereine von Lesben und Schwulen wie hier. Es ist auch eine Geldfrage. Von den Gay Games müßte noch stärker finanziell möglich gemacht werden, dort hinzureisen. In Afrika z. B. ist es viel schwieriger, offen zu leben und Sport zu machen, aber die Geldfrage ist dann das nächste. Wenn man das ernst nimmt, daß es um Begegnung und Förderung geht, dann muß auch mehr für die getan werden, die es sich viel weniger leisten können.

Hattet ihr den Eindruck, daß es bestimmte Zuordnungen nach rassistischen Mustern gab, daß du Karl z.B. als fremd galtest, weil du schwarz bist und Karate machst?
Karl: Gar nicht. Für mich ist es eher erholsam, im Ausland zu sein, als in Deutschland, wo ich diese Probleme habe, dieses Nichtzugehörigkeitsding. Im Ausland oder in internationalen Zusammenhängen fällt das einfach weg – auch mit Weißen. Dieses Infragestellen, dieses Abgestempelt werden, dieses du-gehörst-nicht-hierher, das ist im Ausland nicht. Dort ist es wesentlich selbstverständlicher. Das ist auch eine sehr interessante Erfahrung. Ich habe einmal zwei Jahre in den Staaten verbracht und habe mich dort weniger als Ausländer gefühlt als hier.

Gab es einen starken Leistungsdruck ?
Ilona: Es gab solche Situationen, aber sie waren nicht die Regel. Es ging nicht darum, daß die BerlinerInnen oder die Deutschen ganz viel gewinnen, sondern es entstehen Freundschaften, du triffst Frauen, die du toll findest und für die freust du dich dann. Was ich auch schön fand, es gab Verliererrunden und dort gab es auch noch mal Ehrungen und Trostpreise. Und ich habe mich zum Beispiel geärgert. Ich wäre auch gerne dabei gewesen, aber ich habe mich nicht getraut, weil ich zu schlecht bin. In der Gruppe der Frauen über 45 waren bezeichnenderweise fast nur US-Amerikanerinnen. In den USA sind viel mehr verschiedene Sportarten auch Breitensport, was bei uns ja nicht so ist. Entweder bist du Spitzensportlerin oder du fällst raus. Dort hätte ich gut mitmachen können. Ab einem bestimmten Alter ist Dabeisein ganz wichtig. Ich habe auch selten die Erfahrung gemacht, daß du mit über 45, sogar 50 oder älter auch dazu gehörst, aktiv bist; da hat es schon auch ein ganz verbindendes Moment.
Karl: Die Olympischen Spiele könnten sich in bezug auf die Atmosphäre und das sportliche Miteinander und auch das sportliche Gegeneinander dicke Scheiben von den Gay Games abschneiden. Die Olympische Idee habe ich bei den Gay Games wirklich begriffen. Behinderte sind zum Beispiel völlig selbstverständlich integriert worden, ohne negative oder positive Diskussion. Da bin ich sehr stolz auf die homosexuelle community. Bei Karate habe ich beispielsweise zumindest eine Frau im Rollstuhl gesehen, die mitgemacht hat und auch Kampfrichterin war, die weder bevorzugt noch benachteiligt wurde. Bei den Tanzveranstaltungen war auch mindestens eine behinderte Frau, die haben Bronze gemacht, wiederum habe ich den Verdacht, daß das vollkommen unabhängig von ihrer Behinderung war, kein Extrabonus. Es wurde natürlich berücksichtigt, daß bestimmte Bewegungen einfach nicht zu machen sind, dafür sind aber andere eben möglich. Das wurde richtig gelebt.

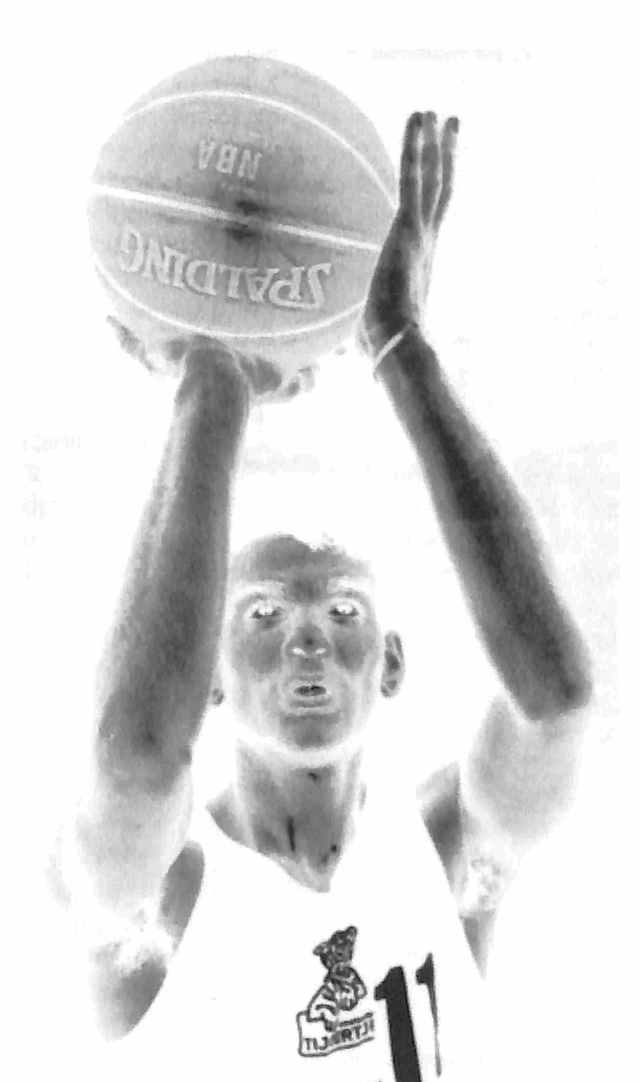
War es leicht Kontakte zu knüpfen ?
Karl: Es war sehr leicht, ich habe nicht gemerkt, daß da irgendeine Schwelle war. Erstmal das zentrale Erlebnis des Sammelns bei der Eröffnungszeremonie und während des Kampfes war man ja auch in einem Raum zusammen und hat Karate gemacht. Bei den anderen Sportgruppen war es ähnlich, woher man da kam, war relativ unwichtig. Eine typische Szene bei den Siegerehrungen war, das sich alle auf den Siegertreppchen gegenseitig abgeknutscht haben, das war echt schön.

Interview: Beate Selders

Kontaktadresse HAA!
c/o MOM e.V.
Motzstr. 5
10777 Berlin

Hoop Dreams Basketballträume

Ein amerikanischer Dokumentarfilm über den Traum vom sozialen Aufstieg (1994)



William Smith und Arthur Agee, zwei vierzehnjährige Jungen, werden von einem Talentsucher beim Basketballspielen in ihren schwarzen, innerstädtischen Chicagoer Neighborhoods entdeckt. Earl Smith bringt William und Arthur an die St. Joseph High School, eine katholische, vorwiegend von Weißen besuchte Privatschule in einem Vorort der Stadt. Dort kostet die Ausbildung Schulgeld. Da die Schule mehr Geld zur Verfügung hat als öffentliche Schulen, ist die Ausbildung hier, wie an anderen US-Privatschulen, wesentlich besser als an den öffentlichen Schulen insbesondere der Großstädte, in die vor allem die Kinder der Unterschicht gehen.
Den Unterschied der St. Joseph High School zu einer innerstädtischen Public School macht der Film in wenigen Bildern deutlich: Auf die St. Joseph School geht vor allem die weiße Mittelschicht, an der Public School sind alle SchülerInnen schwarz, uniformierte Wachen kontrollieren den Eingang und warnen einen Jugendlichen vor dem Gefängnis. Eine Lehrerin der Public School sagt: „Für unsere SchülerInnen ist es schon was Besonderes, wenn sie den Abschluß schaffen. An der St. Joseph High School arbeiten die SchülerInnen auf das College hin."
St. Joseph vergibt Stipendien an talentierte Basketballspieler. William und Arthur spielen dem Trainer der Schule, Gene Pingatore, vor und werden aufgenommen. Arthur sagt: „Ich war noch nie an einer Schule so weit draußen. Ich werde auf eine Schule mit Kindern anderer Rasse (different race) gehen." Und später, im Rückblick auf seine Anfangszeit: „Ich hatte nie viel mit Weißen zu tun und wenn, dann war das anders. An einer schwarzen Schule kann ich die Leute besser einschätzen, denn sie reden wie ich. Hier ist es etwas schwierig, aber ich kann mich darauf einstellen."

Die Hoffnungen und Träume der Verwandten werden von Anfang an auf Arthur und William projiziert. Curtis, Williams Bruder, selbst ein vielversprechender Basketballnachwuchsspieler, hatte es aufgrund seines Talentes bis an ein College geschafft. Dort war er aber wegen Differenzen mit dem Trainer ausgestiegen. Jetzt schlägt er sich als Wachmann und in anderen schlechtbezahlten Hilfsarbeiterjobs durch. Curtis sagt: „Ich sehe meine ganzen Träume jetzt in William. Ich will einfach nur, daß er es schafft, aber ich weiß nicht, was ich tun soll." Arthurs Vater glaubt von sich, daß er es bis in die NBA, die amerikanische Basketball Profiliga, hätte schaffen können. Aber dann kam die Geburt des Sohnes dazwischen. Jetzt soll Arthur dies in die Tat umsetzen.

„Ich werde auf eine Schule mit Kindern anderer Rasse (different race) gehen."

In Arthurs zweitem Jahr auf St. Joseph verläßt sein Vater die Familie, die Mutter kann das Schulgeld nicht mehr aufbringen (das Stipendium der Schule deckt nur 50%) und so häufen sich die Schulden auf, bis Arthur mitten im Schuljahr ohne viel Aufhebens gefeuert wird.

„Wenn er dort so gespielt hätte, wie sie es erhofft haben, hätte er finanziell keine Probleme gehabt."

Tief entmutigt wird er an der Marshall Metro High School, einer öffentlichen Schule, in der viele Schwarze sind, aufgenommen. Dort spielt er sofort wieder im Schulteam. Luther Bedford, sein neuer Coach, bringt das Verhalten von St. Joseph auf einen einfachen Nenner: „Wenn er dort so gespielt hätte, wie sie es erhofft haben, hätte er finanziell keine Probleme gehabt. Aber er brachte nicht die Leistung, die sie von ihm erwartet haben. Deshalb ist er nicht mehr dort. So einfach ist das. Man muß kein Genie sein, um das rauszufinden."

William dagegen kann weiter auf St. Joseph bleiben. Er hat eine reiche, weiße Mäzenin gefunden, die ihn fördert. Basketball ist sein ein und alles. Unter dem Schreien und Fluchen des despotischen Trainers Pingatore rackert er sich ab. Bald wird er in der lokalen Sportberichterstattung als kommender Stern am Basketballhimmel gefeiert. Dann kommt die Katastrophe: Er verletzt sich am Knie und muß operiert werden. Um seinen Platz in der Mannschaft nicht zu verlieren, fängt er nach seiner Genesung zu früh wieder an zu spielen und verletzt sich erneut. „Wir nehmen das Stück Knorpel hier weg", erklärt der Arzt, der ihn zum zweiten Mal operiert, „er wird später eine höhere Anfälligkeit für Arthritis haben als sie oder ich, aber in Bezug auf seine Karriere hat er alle Chancen wieder gut zu spielen."

„...was man von euch erwartet, ist, daß ihr Drogen dealt und Frauen ausraubt..."

Zusammen mit anderen jungen Spitzenspielern wird William nach seiner Operation zum prestigeträchtigen „Nike All-American Camp" eingeladen, einem Auswahl- und Fördertreffen. Hierher kommen auch die Talentsucher der Colleges, um profitable Nachwuchsspieler anzuwerben. Dick Vitale, Fernsehkommentator vom Sport, liefert eine typisch amerikanische „Motivational Speech": „Wenn ihr heute hier sitzt, solltet ihr euch wie eine Million Dollar fühlen, ihr solltet euch als etwas Besonderes fühlen. Denn ihr gehört zu den hundert besten High-School-Spielern in diesem Land, den Vereinigten Staaten. Meine Mutter, Gott segne sie, sie ist jetzt im Himmel, sie sagte immer zu mir, das ist Amerika, hier kannst Du was aus Deinem Leben machen."

Ohne Sozialromantik wirft der Regisseur einen genauen und leidenschaftlichen Blick auf zwei schwarze Familien der US-Unterschicht. Während die Väter für eine gewisse Zeit (Arthur) oder für immer (William) abhauen, sind es die Mütter, die die Familien zusammenhalten. Als Arthur 18 wird, wird seiner arbeitslosen Mutter Sheila die monatliche Sozialhilfe von $368 auf $268 zusammengekürzt, obwohl er noch Schüler ist. Seine Mutter gibt nicht auf, versucht weiter, ihre drei Kinder durchzubringen und macht daneben noch eine Ausbildung zur Hilfskrankenschwester. „Wissen Sie, was das zeigt," fragt Sheila mit ungebrochenem Blick in die Kamera, nachdem man ihr die Sozialhilfe gekürzt hat, „das zeigt, wie egal ich denen bin."

Spike Lee, der Filmregisseur („Do the right thing", „Malcolm X") tritt auch auf und spricht zu den Jungs: „Ihr müßt euch darüber klar werden, daß sich niemand für euch interessiert: Ihr seid schwarz, ihr seid junge Männer, was man von euch erwartet, ist, daß ihr Drogen dealt und Frauen ausraubt. Der einzige Grund, warum ihr hier seid, ist, daß deren Team durch euch gewinnen kann. Wenn deren Team gewinnt, kriegt das College eine Menge Geld. Das Ganze dreht sich ums Geld."

Auch einer der professionellen Anwerber spricht über seinen Beruf: „Anwerben ist wie jeder andere Verkaufsjob: Wir müssen gewinnen, um unseren Job zu behalten. Wenn wir nicht gewinnen, werden wir gefeuert. Wenn Banker kein Geld machen, werden sie auch gefeuert."

William unterschreibt schließlich einen Vertrag mit einer Universität. Arthur, dessen Schulteam erfolgreich gespielt hat, schafft es auf ein „Junior College", eine Vorstufe der Universität. William hat sich nie ganz von seinen Verletzungen erholt. Beide müssen jedoch erkennen, daß sie es wahrscheinlich nie unter die wenigen schaffen werden, die in der NBA spielen und dadurch sozial aufsteigen. Der Abspann des Films erzählt, daß William nach dem Ende der Dreharbeiten entmutigt das Basketballspielen an den Nagel gehängt hat. So ist das.

Georg Rohde

Finale

Ball & Birne
Zur Kritik der herrschenden Fußballkultur



„Sie haben ganze Abteile in Rauch und Flammen aufgehen lassen, bis sich die Bundesbahn entschloß, keine Sonderzüge mehr einzusetzen. Straßenbahnen wurden auseinandergenommen und in Kleinholz verwandelt, Zäune niedergerissen, Kassenhäuschen umgestürzt, Geschäfte und Stände geplündert, PKWs und Busse demoliert. Wo sie auftauchten, alkoholisiert in Rotten und Meuten, verbreiteten sie Angst und Schrecken, und wehe dem, der sich ihnen entgegenstellte." So beschreibt Dieter Bott Legenden über den Fußballfan an und für sich.
Wie wird einer, der zu Vorlesungen von Adorno gegangen ist, sich selbst beschreibt, daß er „ein typisches SDS-Arschloch war", sich seit 7 Jahren einem Selbstversuch unterstellt und jeden Tag Bild und taz liest – „jeden Morgen zweimal Scheiße" – wie wird so einer Fußballexperte?
Mit Günter Amendt hat er 1969 das Antiolympische Komitee in München gegründet, aufgerufen wurde zu einem „Gammler und Hippie-Festival", u.a. mit den Disziplinen „Sackweithüpfen" und „Marathonschlafen". Und das alles nur, weil Sport „nicht übel, faul und schmutzig [ist]. Sport ist sauber, hell, klar, fest, anständig. Sport ist staatstragend."? Ein bißchen mehr theoretischer Background ist nachzulesen in „Ball & Birne", wo das Anti-Sport-Paper „Sport und Sexualität" von 1969 dokumentiert ist.
Als Soziologe hat der „Fußballhasser" (Dieter Bott über sich) zusammen mit Gerold Hartmann 1986 sein erstes Buch über Fußballfans herausgebracht. Porträts von Eintracht Frankfurt-Fans, die einer Studie entstammen („Die Fans aus der Kurve"). Sozialpädagogische Fanprojekte in Frankfurt, Düsseldorf und Duisburg wurden von ihm (mit-)initiiert. Aber auch die Mitautoren geben uns einen tiefen Einblick in die Philosophie des Fußballs und die Kritik der herrschenden Fußballkultur.
Eines der deutlichsten Beispiele, welcher medialen Wichtigkeit die Sportart Fußball derweil eingeräumt wird, zeigt uns Gerd Dembowski: „Im November 1994 organisierte das Bündnis [BAFF – Bündnis aktiver Fußballfans] eine Demonstration für den Stehplatzerhalt vor der DFB-Zentrale in Frankfurt. [...] Den 200 Teilnehmern aus 23 Vereinen stand eine fast ebenso große Zahl an Medienvertretern gegenüber: pro Demonstrant ein Kameramann, ein Interviewer usw."
Marvin Chlada läßt in seinem Beitrag „Die Gesellschaft und das runde Leder" nichts aus, was irgendwie mit Fußball zu tun hat, um es kritisch unter die Lupe zu nehmen. In dem Abschnitt „Fußball und Sexualität" bemüht er mitunter Karl Valentin, Herbert Marcuse, Sigmund Freud, Antonio Gramsci und Erich Fromm um zum Schluß festzustellen: „Die von der bürgerlichen Gesellschaft reduzierte Sexualität auf Männerbündelei, Härteideal und Leistungszwang überträgt sich ebenfalls auf das übertriebene männliche Verhalten im Fußballstadion, wenn es heißt: ‚Fummel nicht so lange rum' und ‚Fackel nicht so lang, sondern mach ihn rein' [...]"
Auch die Behauptung, Fußball sei aus der Geschichte heraus eine „linke Sportart" wird von ihm untersucht und endet sicherlich nicht mit selbigem Ergebnis.
Noch eine Leseprobe von Gerd Dembowski, die an Aktualität nicht missen läßt: „‚Auch Fußball war out und verpönt' erinnert sich gramvoll der heutige Anwalt Mike Knöss, der sein vielversprechendes Stürmertalent einer Marburger Elf entzog und der Studentenbewegung opferte. Diese trostlosen und sportschauabstinenten Zeiten währten jedoch nicht lange [...] Anfang/Mitte der 70er Jahre, als die militanten Frankfurter Häuserkämpfer durch die kontrollierte Offensive der Polizei zurückgedrängt worden waren und auch die Irritationen der Frauenbewegung abzuschütteln begannen [...] wurden immer entschlossener wieder die Fußballstiefel geschnürt. [...] Und stets vorneweg: die beiden späteren Bellizisten Daniel Cohn-Bendit und Joschka Fischer."
Wer sich zwei Eintrittskarten spart, kann sich das Buch leisten.

Bott, D./Chlada, M./Dembowski, G., Ball & Birne – Zur Kritik der herrschenden Fußballkultur, VSA-Verlag Hamburg 1998, 140 S., 19,80 DM.





Alle meine Endspiele

„[...] aber dennoch habe ich bis zum Erreichen der Pubertät [...] selber entschieden am Fußball gehangen, sowohl im Stadion als auch am Bildschirm, mehr noch am Radio, und bin sieben Tage die Woche mit zäher Begeisterung aktiv dabeigewesen, ohne das je irgendwie erklärungsbedürftig zu finden. Das waren freilich selige Tage: nachmittags mit Freunden im Park oder im Wald oder direkt vor der Tür – zwischen den parkenden Autos, die von ihren grimmigen Besitzern vom Fenster aus observiert wurden, oder auf dem Wäscheplatz zwischen der frisch gewaschenen Wäsche der Nachbarin, die wir, mehr als ihr recht war, touchierten – die sorgsam eingefettete Lederkugel hin und her zu dengeln und dabei mit sich überschlagender Stimme eine Art Livekommentar zu unserem Spiel zu sprechen bzw. zu brüllen: ‚Wieder kommt er über rechts, umkurvt seine Gegner mühelos, die verzweifeln und heute gegen ihn, Rayk Wieland, einfach keine Mittel finden [...]'" Ob Rayk Wieland danach je die Pubertät erreichte, darüber läßt er uns im Unwissen. Es ist auch nur ein Beispiel, der Selbstzeugnisse, die sich in „Alle meine Endspiele" F.W. Bernstein, Detlev Clausen, Wiglaf Droste, Matti Lieske, Horst Tomayer, Klaus Bittermann und viele andere geben. Wir erfahren von Jürgen Roth, daß „Mutter Kuchen [buk], kreuzte später hin und wieder über uns hinweg, warf einen Blick Richtung Fernseher und beschied: ‚Die Flaschen spielen ja bloß aan Scheiß zusammen. Die können ja gar nichts.' Herrlich. Wer hält die Welt an?" Und Jörg Lauterbach: „Ich, lebenslänglicher Eintracht-Fan, ging nicht zum Griechen um die Ecke, wo ich mir Sportveranstaltungen anzusehen pflegte, sondern fuhr in die Innenstadt. Gutgelaunt und mit einer gehörigen Portion Optimismus sowie einer Flasche Apfelwein ausgestattet, mußte ich bald erkennen, daß sich der Paulplatz zwar als Austragungsort von Demonstrationen eignet, für eine Videoübertragung [...] aber völlig ungeeignet war. Seitwärts verstellten Bäume die Sicht, worauf im Grunde geschissen war, da man angesichts der wie bestellt brennenden Sonne auf der Leinwand selbst bei freiem Blick schlicht und einfach nichts erkennen, allenfalls Umrisse erahnen konnte. Also nicht lange ‚fackeln' und ratzfatz zum KOZ, [...] wo die akademische Linke geladen hatte. Ich radelte [...] Richtung Campus, der, wie nicht anders zu erwarten, still und stumm lag. Nicht übel staunte ich dagegen, da auch das KOZ verwaist war. An der Tür pappte die handschriftliche Mitteilung ‚Fernseher im Arsch'. Ich ahnte, daß eine Linke, die sich als unfähig erwies, ein funktionstüchtiges Fernsehgerät zu organisieren, so schnell kein Bein mehr auf den Boden bekommen würde."

So schnell finden wir auch nicht wieder ein Buch, wo Dauerkarten-besitzende Anhänger und engagierte Gegner des Fußballs erzählen, wie, wo und wann sie prägende Momente ihres Lebens erlebten.

Nochmal Jürgen Roth:

Und wir blätterten wieder retour, und unsre
Gewißheit, es werde mit Lothar unser Team den
Lorbeerkranz so grün und den 5 kg wiegenden Achtzehn-
Karätercup so gülden
Davontragen, ward zerstört. Ward gedämpft durch
Eine Überschrift,
Und die lautete:
„Aus Erfahrung gut?"
Jetzt schon die Flinte ins Korn werfen?
„Am 10. Juni, wenn der
Anpfiff zur WM ertönt,
Wird's ernst", stand gleich darunter, und
Wir faßten neuen Mut. Und wir glaubten etwas
Fester nun daran, das Endspiel zu erreichen.
Vielleicht würden wir das Endspiel ja gewinnen gar. Gegen
Argentinien vielleicht. vielleicht gegen England. Und wir
Würden alle Spiele verfolgen, bis das Endspiel stattfände,
alle
Begegnungen, auch die Spiele der Wüstensöhne und des
Muselmanen. Denn „auch der Welt-Fußball
Liegt voll im Trend der Zeit: Immer mehr,
Immer länger."

Hefele, A. & Roth, J., Alle meine Endspiele, Herrliche Fußballgeschichten – von Bern bis Hamborn, Edition Tiamat – Verlag Klaus Bittermann 1998, 191 S., 30,00 DM.

Verlängerung

Verlängerung

I Furiosi



I Furiosi, das sind die wütenden rot-schwarzen Fanbrigaden des AC Milan. Sie kommen aus den trostlosen Vorstädten Mailands, sie lieben und verehren den AC, fahren zu jedem Spiel suchen den Konflikt mit gegnerischen Fans und Polizei. Ballestini beschreibt in einer eigenwilligen und mitreißenden Prosa von den Drogenexzessen, den stundenlangen Fahrten in Gefangenentransportern ähnlichen Sonderzügen, den Ritualen dieser eingeschworenen Gemeinde und den brutalen Schlägereien der „Ultras". Er zeigt die Faszination dieses Fan-Seins auf, ohne es zu verklären. Er beschreibt die Solidarität und die Wut unter Ihnen genauso wie das völlige Abrutschen in Suff, Drogen und brutale Destruktivität. Balestrini gibt tiefe Einblick in die Welt männlicher Fußballfan-Rituale die für die einen faszinierend, für die anderen unverständlich oder gar widerlich sind. Die Lektüre dieses Romans erlaubt einen differenzierteren Blick.

I Furiosi – Die Wütenden, Nanni Balestrini, Berlin, 1995, Edition ID-Verlag

„An Gott kommt keiner vorbei..." Das Leben des Reinhard „Stan" Libuda

Stan Libuda war einer der letzten traditionellen Rechtsaußen des deutschen Fußballs. Und er war einer der letzten Pop-Proleten der Bundesliga. Aufgewachsen im „Pott", polnischer Abstammung, aus einer Bergarbeiterfamilie stammend. Ein echtes Bindeglied zwischen Mannschaft und Fans. Einer, dem auch nach seiner aktiven Zeit gern auf die Schulter geklopft wurde. Auch wenn er es haßte. Die Tragik seines Lebens hat viel mit der Geschichte und der Kommerzialisierung der Bundesliga zu tun. Zu seiner Zeit, in den 60er und 70er Jahren gab es noch kein Sponsoring, kein Merchandising, keine Spielerberater, keine Millionen aus Fernsehrechten. Er war mindestens zehn Jahre zu früh geboren um ein echter Star zu sein. Und so wurde er zu einer tragischen Kultfigur, zum letzten „echten" Schalker. Trotz seiner leidenschaftlich bejubelten Flankenläufe scheiterte er letztendlich als Fußballer genauso wie im Leben mit seinem Tabakwarenladen. Ein Fußballer der traurigen Gestalt. Spiegel-Autor Thilo Thielke zeichnet den Lebenslauf von Libuda detailreich und lebendig nach, verliert sich allerdings auch dann und wann in Spekulationen.
Trotzdem ist dieses Buch ein Muß, nicht nur für Schalke-Fans.

„An Gott kommt keiner vorbei..", Thilo Thielke, Göttingen, Verlag die Werkstatt, 1997.

„So werde ich Heribert Faßbender"

In diesem „Grund- und Aufbauwortschatz Fußballreportage" sind sie alle versammelt, die Phrasen der modernen Fußballreportage. Von „Guten Abend allerseits" über „Wir sehen eine ganz andere Mannschaft auf dem Platz" bis zu „Das Ergebniss geht so in Ordnung" und „Ein Spiel hat 90 Minuten". Wer also sowieso schon mal über einen Berufswechsel nachgedacht hat... besonders zu empfehlen für langzeitarbeitslose Akademiker.

„So werde ich Heribert Faßbender", Hrsg. T. Gsella und H. Lenz, Essen 1995, Klartext-Verlag.

Nachgetreten

- 17° C, Nr. 16, körper, leder, gewalt – die saudi hat nachgetreten!
- Alkemeyer, Th./Caysa, V./Thiele, M. (Hg.), Körperinszenierungen, Sankt Augustin '98
- Bröskamp, B./Alkemeyer, Th. (Hg.), Fremdheit und Rassismus im Sport, Sankt Augustin '96
- Brown, A. (ed.), „Fanatics!", Routledge '98
- Gebauer, G. (Hg.), Olympische Spiele – die andere Utopie der Moderne. Olympia zwischen Kult und Droge, Frankfurt '96
- iz3w, Nr. 229, Mai/Juni '98, Das Leiden der Leiber – Sport in der Kontrollgesellschaft
- Kaschuba, W., Sportivität, in: 17° C, Nr. 15, S. 22ff.
- Nauright, J., Sport, Cultures and Identities in South Africa, Leicester University Press, London/Washington '97
- Prüß, J. R. (Hg.), Spundflasche mit Flachpaßkorken – die Geschichte der Oberliga Nord 1947 – 1963, Klartext- Verlag '91
- Woolnough, B., Black magic: Englands black footballers, Petham Books '83

Folgenden Brief an die Redaktion bezüglich einer Rezension in der ZAG Nr. 22 S.34 drucken wir hiermit unkommentiert ab (Rechtschreibung des Originals wurde beibehalten). Die Nr. 22 kann zum Preis von 5,–DM zzgl. Porto bei uns nachbestellt werden.

Ich werde meine Freunde ernstlich vor der ZEAG warnen

Herausgeber und Redaktion „Zeitung antirassistischer Gruppen"

Damen und Herren der ZEAG!

Ich ehre Sie nicht, daher die vereinfachte Anrede. Die „Rezension" Ihres Orth (Karl Bartels, Mit Fremden leben, VAS Frankfurt 1996) habe ich leider erst jetzt erhalten; sonst hätte ich Ihnen schon früher ein paar freundliche Worte zu diesem Erguß geschrieben. Sie haben mir und meinen KollegInnen von der IASR (International Association for the Study of Racism, *Anm. d. Red.*) ein ungetrübtes Vergnügen bereitet: Wir haben Tränen gelacht! Nach den ausgezeichneten Rezensionen, die bei mir eingegangen sind, war Ihre humoristische Einlage wirklich herzerfrischend.
Zu Ihrer Information: Ich gehöre der IASR seit 1991 an und arbeite mit den kompetetensten RassismusforscherInnen zusammen, z.B. Laura Balbo, Universität Ferrara, Teun A. van Dijk und Philomena Essed, Universität Amsterdam, Ruth Wodak, Universität Wien, Siegfried Jäger, Universität Duisburg, Direktor des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung, Robert Philippson, Universität Roskilde u.v.a., die Sie vermutlich nicht einmal dem Namen nach kennen. Als kommissarischer Vorsitzender bereite ich gemeinsam mit meinen Freunden und Kollegen die Gründung einer „Sektion Deutschland" der IASR vor; in wenigen Wochen werden wir zur Gründungsversammlung einladen (Sie bestimmt nicht!)
Als ich diesen Orth mit seiner Gattin so friedlich stumpfsinnig auf dem Sofa sitzen sah (Foto unter dem Text der „Rezension"), verstand ich auch seinen Seufzer: Fürwahr, es ist eine Strafe, einen Text lesen zu müssen, den man einfach nicht kapiert. Warum hat er sich das auch angetan; geschieht ihm ganz recht! Er sollte es kompetenten Leuten überlassen, anspruchsvolle Texte zu rezensieren. Vorläufig sollte er sich auf einfache Leseübungen beschränken sowie darauf, seinen Namen orthographisch richtig (das heißt ins Deutsche übersetzt: fehlerfrei!) zu schreiben.
Eines muß ich sagen: Ich habe schon viele Rezensionen gelesen, noch nie jedoch eine wie diese, in der sämtliche sogenannten Zitate aus dem Zusammenhang gerissen und -unerkennbar gekürzt- verhunzt sind. Übrig bleibt das Gegenteil dessen, das ich geschrieben habe! Wir nehmen an, daß dieser Orth nur ein paar Seiten überflogen hat; dann war er wohl total überfordert! Den Beitrag von Michaela Neumann-Keil, die Interviews mit Henneke Hagen und Fred Tichelaar in Amsterdam (das ist die große Stadt in Holland!), die Überlegungen zum Kirchenasyl sowie die Materialien von Renate Wanie und das Vorwort von Jean Claude Diallo hat er gar nicht entdeckt, geschweige denn die Dokumente – kein Wunder bei seiner „Begabung!"
Für mich ist diese Schmiererei unwesentlich. Beim DISS wurde Ihre Zeitung bisher als ernstzunehmende betrachtet. Das dürfte sich jetzt ändern. Bedauerlich ist nur, daß Sie –darunter auch der Orth– sich als Antirassisten ausgeben. Dabei basiert jedoch Orth's Geschmier auf einem klaren Feindbild: Alter Pfarrer, und das heißt für ihn: Trottel!
Orth hat selbstverständlich nicht wahrgenommen, daß ich nur bis 1962 Pfarrer, danach jedoch Gymnasiallehrer und Dozent war. Er hat auch von meinen sonstigen Publikationen keine Ahnung (von „Dämme" kennt er nur den Titel, gelesen hat er das Buch jedenfalls nicht, das merkt man).
Dieses vorurteilhafte Feindbilddenken ist zentraler Bestandteil jedes Rassismus. Da hat in Wahrheit ein verkappter Rassist geschrieben! Orth verachtet die Argumentation. Mit welchem Mittel will er dann seinen „Antirassismus" realisieren? Mit dem Baseball-Schläger? den übelsten Skinheads gleich? Oder reißt er nur die Klappe auf, um sich wichtig zu tun? Sein unsinniges Geschwafel schädigt alle antirassistischen Bemühungen und leitet Wasser auf die Mühlen der hardliner in der alten und neuen Regierung.
Die eigentlichen Verantwortlichen für dieses Machwerk sind jedoch Sie! Ich werde meine Freunde von der IASR sowie ihre Sympathisanten ernstlich vor der ZEAG warnen. Wir können nicht einmal erkennen, ob Sie es irgendwie „gut meinen". Und wenn schon: Gutgemeint ist nicht gut! Sie sollten aufhören, solchen Schwachsinn zu publizieren; es könnte ihn jemand lesen, der den Quatsch für bare Münze nimmt. Lassen Sie das um der Sache willen bleiben! Orth billige ich mildernde Umstände zu: Er versteht es nicht besser!

Mitleidige Grüße!
Bartels
der „alte Pfarrer"

IDEOLOGY

Entwurf einer multidisziplinären Theorie im Spannungsfeld Kognition, Gesellschaft und Diskurs

Wie hängt das, was sich in den Köpfen der Menschen abspielt (kognitive Ebene), mit dem, was sie sagen und schreiben (Diskursebene), und dem, was einzelne tun (oder auch lassen) und wodurch letztlich soziale Strukturen bestimmt werden (Gesellschaft), zusammen? Auf dem Hintergrund dieser Fragestellung entwickelt Teun A. van Dijk eine wissenschaftliche Theorie der Ideologie.

Natürlich ist die Fragestellung oben verkürzt, denn dem Autor geht es um die Definition und das Aufdecken der Funktionen und gesellschaftlichen Wirkungsweisen von Ideologien im Spannungsfeld von Kognition, Gesellschaft und Diskurs.
Kompliziert wird die Fragestellung dadurch, daß nicht einzelne Mitglieder einer Gesellschaft Ideologien vertreten. Vielmehr entstehen Ideologien in einem sozialen Prozeß, für den Gruppenkonflikte konstituierend sind (Männer vs. Frauen, Industrielle vs. Umweltschützer, ImmigrantInnen vs. weiße Deutsche etc.). Und alle drei Eckpunkte dieses Dreiecks (Kognition, Gesellschaft, Diskurs) stehen in komplizierten Beziehungen zueinander. Gerade die Schnittpunkte zwischen den drei genannten Bereichen sind es, die van Dijk interessieren. Deshalb ist ein entscheidendes Novum seines Ansatzes die Multidisziplinarität. Ansätze, die sich allein auf eine soziologische Analyse, allein auf die Untersuchung der kognitiven Ebene, allein auf die Diskursanalyse beschränken, lehnt er als reduzierend ab.

Kritik an rein kognitivistischen bzw. rein soziologischen Ansätzen

Hier ergreift er klar Position in einem Streit, der in vielen wissenschaftlichen Disziplinen tobt: im Streit zwischen VertreterInnen kognitivistischer und soziologischer Ansätze, die einander scheinbar unversöhnlich gegenüber stehen. Zwar können Ideologien nicht ausschließlich in Begriffen des Kognitivismus gefaßt werden, weil dafür auf der übergeordneten Ebene (Makroebene) soziale Gruppen, die zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen bestehenden Beziehungen und Institutionen konstituierend sind. Auf der untergeordneten Ebene (Mikroebene) sind soziale Handlungsweisen bestimmend. Einerseits betont van Dijk, daß Ideologien von sozialen AkteurInnen als Mitgliedern sozialer Gruppen durch bestimmte – oft diskursive – soziale Handlungsweisen konstruiert, benutzt und verändert werden. Andererseits ist die kognitive Ebene von Bedeutung. Denn Ideologien sind zwar keine individuellen, idealistischen Konstruktionen, wohl aber von Gruppen geteilte, soziale Konstrukte.
Hier kommt also die kognitive Ebene zum Tragen. Eine Beschreibung dieses Aspektes ist für den Entwurf einer sinnvollen Theorie der Ideologie genauso wichtig wie die Beschreibung der gesellschaftlichen, sozialen Ebene. Denn es besteht die Notwendigkeit, zwischen den sozialen Handlungsweisen auf der einen Seite und den von Gruppen geteilten sozialen Konstrukten auf der anderen Seite zu unterscheiden.

Mentale Repräsentationen

Auf die Frage, was man sich unter diesen von Gruppen geteilten sozialen Konstrukten vorzustellen hat, antwortet van Dijk: mentale Repräsentationen, die von sozialen Gruppen geteilt werden. Diese mentalen Repräsentationen sind etwas, das in den Köpfen der Mitglieder der Gruppe im Gedächtnis gespeichert ist. Einzelpersonen verfügen über solche mentalen Repräsentationen, die ganz unterschiedliche Formen von Annahmen über die Welt vereinen. Dazu gehört – allerdings kulturspezifisches – Alltagswissen ebenso wie Gruppenideologien, Einstellungen von Gruppen, gruppenspezifisches Wissen und eigene Erfahrungen. Dieses im Gedächtnis gespeicherte Material ist sozusagen der Hintergrund, auf dem neue Informationen interpretiert und eingeordnet werden (z.B. wenn wir die Zeitung lesen oder einer Freundin zuhören, die uns von einem rassistischen Übergriff erzählt). Zugleich läßt auch das, was wir so von uns geben bzw. das, was wir tun – wenn auch nicht immer direkt – Rückschlüsse auf dahinter liegende mentale Repräsentationen zu. Hier wird der Zusammenhang zwischen der kognitiven Ebene (mentale Repräsentationen), der diskursiven Ebene (Produzieren und Verstehen geschriebener und gesprochener Texte) und der sozialen bzw. gesellschaftlichen Ebene deutlich bzw. die Schnittstellen, die zwischen diesen drei Bereichen bestehen.

Beispiel: Rassistische Ideologien

Da es van Dijk darum geht, eine wissenschaftliche Theorie der Ideologie zu entwickeln, sind seine Ausführungen notwendigerweise oft sehr abstrakt. Alltäglich verwandte Begriffe wie „Ideologie", „Gruppe" etc. werden mühsam definiert. Auch wenn das Ergebnis manchmal fast trivial erscheint, führt die bewußte Auseinandersetzung doch zu einem tieferen Verständnis der Begriffe.

Mutig ist sein Buch, weil er seine Ausführungen immer wieder konkret auf das Beispiel „Rassismus" anwendet. Hier zeigt sich, was der multidisziplinäre Ansatz leisten kann. So wird Rassismus nicht lediglich als eine rassistische Ideologie definiert, sondern umfaßt auch die diskriminierenden Handlungsweisen, die auf der Basis rassistischer Ideologien ausgelebt werden, sowie die sozialen Strukturen und Institutionen, die an der Reproduktion von Rassismus beteiligt sind (politische Parteien, Medien, Bildungsinstitutionen). Rassismus wird somit als ein komplexes System der Dominanz beschrieben, das auf den verschiedenen Ebenen und in den unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft analysiert werden muß.

Unzulänglichkeit antirassistischer Ansätze

Zwar erschließt sich beim Lesen der Grund für das Insistieren auf der Bedeutung der kognitiven Ebene als Schnittstelle sowohl zwischen individueller Ebene und gesellschaftlich geteilten Ideologien, als auch zwischen Ideologien und gesellschaftlicher Realität bzw. Diskurs nur mühsam. Jedoch hilft die Auseinandersetzung mit van Dijks multidisziplinärer Herangehensweise, das Unbehagen, das einen angesichts mancher antirassistischer Ansätze beschleicht, klarer zu fassen, die sich z.B. nur auf die diskursive Ebene oder psychologisierend nur auf die kognitive Ebene beziehen. Allerdings kommen auch Zweifel daran auf, inwieweit eine Beschränkung der antirassistischen Arbeit auf die institutionelle Ebene gerechtfertigt ist. Um den drei Eckpunkten gerecht zu werden, in deren Spannungsfeld sich Ideologien entwickeln, müßte ein Versuch, eine Ideologie zu knacken bzw. ihr Widerstand entgegenzusetzen, auf allen drei Ebenen ansetzen: Um mentale Repräsentationen zu beeinflussen, bedarf es der Aufklärung, der Vermittlung von Wissen, aber auch der Möglichkeit, Erfahrungen zu sammeln (kognitive Ebene). Rassistische Institutionen und rassistische Strukturen müssen angegangen werden (gesellschaftliche Ebene). Medien- und Öffentlichkeitsarbeit ist notwendig, um öffentliche Diskurse zu beeinflussen (Diskursebene).

Eliteideologie Rassismus

Für van Dijk ist Rassismus ein klares Beispiel einer Eliteideologie. Die ausschlaggebenden Entscheidungen über Einschluß bzw. Ausschluß von Gruppen werden von Eliten getroffen. Daher sind es die Eliten, die einen großen Teil der alltäglichen, ideologisch gefärbten Glaubenssätze vorformulieren, die dann in der Gesellschaft weite Verbreitung finden. Diese Ideen müssen nicht notwendig explizit rassistisch sein – wie etwa die extremistischer, rechter Wissenschaftler, die ethnisch basierte Ungleichheit durch pseudowissenschaftliche Studien legitimieren. Vielmehr geht es um Allerweltsmeinungen und -argumente gegen ImmigrantInnen und eine multikulturelle Gesellschaft, die auch den Teilen der Bevölkerung einleuchten, die im Alltag gar nicht mit Minderheiten in Berührung kommen. Umgekehrt würden rassistische Meinungen viel weniger verbreitet sein, wenn die Eliten konsequent und grundlegend Vorurteile jeglicher Art, Stereotypisierungen und Diskriminierungen ablehnen würden und nicht beständig in allen Belangen, die Minderheiten betreffen, gegen diese entscheiden würden. Gerade dies tun sie aber, z.B. wenn es um die Begrenzung von Einwanderung, Abschiebung, arbeitsbezogene Diskriminierungen etc. geht.

Wenn es also auch auf den ersten Blick so scheinen mag, als sei Rassismus primär eine Volkskrankheit, für die Interventionen von einer kleinen Gruppe vorurteilsbehafteter Eliteangehöriger nur eine geringfügige Rolle spielen, so wird Rassismus tatsächlich von Eliten vorformuliert und trifft dann auf Ressentiments im Volk. Diese können bei einer entsprechend angespannten sozioökonomischen Lage stärker, ja sogar so heftig werden, daß der Rassismus der Eliten dagegen als „soft" erscheint. Denn dieser wird auf moderatere Weise über den öffentlichen Diskurs und die Medien propagiert. In diesem Zusammenhang erwähnt van Dijk auch, daß die auf globaler Ebene stattfindende Konstruktion des Islams als Bedrohung nicht das Produkt einer Volksbewegung, sondern vielmehr ein Elitephänomen ist.

Ideologie – Gegenideologie

Der Autor definiert Ideologien jedoch nicht nur – wie dies im Allgemeinen üblich ist – im abwertenden, herabwürdigenden Sinn, sondern neutral. Wenn also Rassismus eine Ideologie ist, die die Funktion hat, das Sichern von Privilegien für Weiße zu legitimieren und somit die weiße Dominanz aufrechtzuerhalten, dann kann Antirassismus als Gegenideologie dazu definiert werden. Sie hat dann die Funktion, den Widerstand gegen Rassismus zu organisieren, emanzipierend zu wirken, Gleichheit für alle durchzusetzen. Dies ermöglicht es, van Dijks Ansatz auch zu verwenden, um die eigenen Ideologien kritisch zu beleuchten und eigene Argumentationsstrukturen, Gruppenprozesse und Handlungsweisen auf diesem Hintergrund besser zu verstehen. Sympathisch ist in diesem Zusammenhang, daß der Autor – als Verfasser einer wissenschaftlichen Theorie der Ideologie – die Ideologien, von denen der Wissenschaftsbetrieb letztlich lebt bzw. worüber er sich legitimiert, immer wieder aufs Korn nimmt.

Keine leichte Lektüre, aber eine, die mit Gewinn gelesen werden kann, wenn man/frau die nötige Geduld aufbringt.

Irmgard Geyer

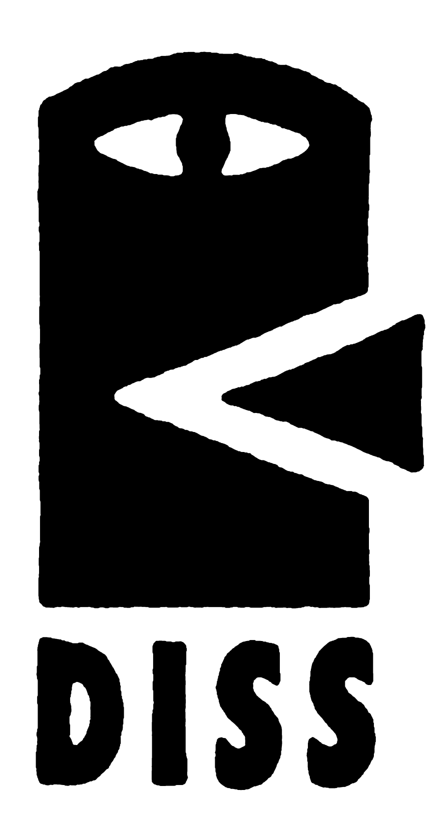
Teun A. van Dijk (1998): Ideology. A multidisciplinary approach. London/Thousand Oaks (California)/New Delhi (SAGE Publications). 374 S., 27,95 $

Homepage von Teun A. van Dijk: http://www.let.uva.nl/~teun/

Der Spuk ist nicht vorbei

Eine Schnellproduktion des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (DISS) nach dem Ergebnis der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt? Ein Fanal – aus aktuellem Anlaß mal eben zusammengelötet? Ganz das Gegenteil. Eigentlich bezieht sich der Titel auf das große Aufatmen zum langsamen Verschwinden der Republikaner aus den meisten Länderparlamenten. So besehen könnte der Publikation eine hellseherische Komponente zugeschrieben werden. Hat sie aber nicht. Will sie auch gar nicht haben. Das Wahlergebnis ist nur ein unübersehbarer Beweis der wissenschaftlichen Forschung bzw. der zugrunde liegenden Thesen. Und die Bundestagswahl ist es auch – trotz des „schlechten Abschneidens" der als rechtsradikal bezeichneten Parteien. Die Publikation wendet sich gegen das dumme Geschwätz, erfolgreiches Abschneiden rechtsextremer Parteien als Protestwahl zu betrachten und nach dem Rückgang der Ergebnisse das Ganze als bewältigten „Spuk" abzutun. Dieses naive Aufatmen setzte schon am Wahlabend bei den Hochrechnungen zur Bundestagswahl wieder ein und ist ein Grund sich wirklich Sorgen zu machen. Denn, daß die offiziell als rechtsextrem eingestuften Parteien nur geringe Erfolge hatten, liegt auf keinen Fall an den plötzlich gewandelten Grundeinstellungen des größten Teils der Bevölkerung. Das wäre auch revolutionsverdächtig.

Nein, der Grund ist eher darin zu suchen, daß unsere „Parteien der Mitte" von Bündnis 90/die Grünen bis CDU/CSU nach rechts immer weniger Luft lassen. Wer jetzt schon tief Luft holen muß oder ob dieser Unterstellung einen Adrenalinstoß bekommt, sollte sich dringend Birgit Grieses Analyse von Politikerinterviews zu Gemüte führen. Ihr Fazit bezüglich der „geistigen Nähe" von GRÜNEN, SPD und CDU in politischen Zielen und Grundeinstellung zu den REPublikanern ist trokken: „Die Analyse kommt jedoch zu dem Ergebnis, daß Parallelen existieren – unabhängig von der Parteizugehörigkeit." Analysiert hat sie völkisch-nationalistische Momente in den Äusserungen der von ihr befragten Politiker, das Ergebnis ist erschreckend, von Vorstellungen einer „nationalen Identität" bis zur Deichgrafmetaphorik (Wanderungs-/Flüchtlings-/Asylantenwellen, volle Boote etc.) ist der rassistische Diskurs quer durch die Parteien zu finden. Die inhaltliche Distanzierung ist zwar unterschiedlich, jedoch verfestigt schon der Gebrauch des entsprechenden Vokabulars bestimmte Vorstellungsmuster.



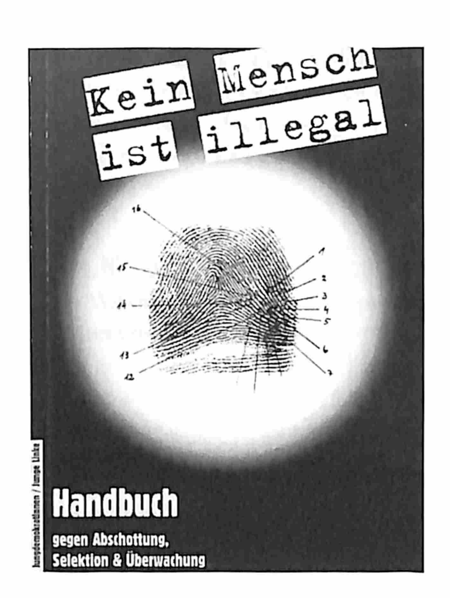
Die Printmedien spielen im öffentlichen Diskurs natürlich eine große Rolle. Daß hier die Bild-Zeitung als größtes und auch bekanntestes Hetzblatt nicht fehlen darf, ist logisch. Wer jetzt schon gelangweilt abwinkt und erwartet, die Banalität „Bild lügt" vorgebetet zu bekommen, unterschätzt die Autoren Siegfried Jäger und Dirk Kretschmer. Ihre Analyse der Tageszeitungen FR, WAZ, FAZ und Bild, sowie von Die Zeit, Der Spiegel und Focus reproduziert keine Platitüden. Warum die gesamte Presse der Bundesrepublik – die Unterschiede zwischen den einzelnen Blättern werden nicht geleugnet – zur politischen Normalisierung des Rechtsextremismus beiträgt, wird anhand der Diskurse über „Rechtsextremismus", „Einwanderung, Flüchtlinge", „Ausländer", „Innere Sicherheit" und „Biopolitik" gezeigt. Die Grundauffassung von Rechtsextremismus ist dafür verantwortlich. „Der Rechtsextremismus wird als eine Art Fehlentwicklung oder Krankheit dargestellt, die man isolieren, ausmerzen oder integrieren muß." Er wird in der Regel nicht „als diskursiv-gesellschaftliches und sozio-strukturelles Phänomen analysiert, sondern als ein pathologisch-individuelles".

Eine besondere Rolle in der Strategie, wie rechtsextreme Diskurse verankert werden, kommt neben Bild mit ihrer „Strategie des Hintenherum..., die nicht rational und argumentativ auf den Punkt hin diskutiert, sondern allgemeine Gefühle, das allgemeine Klima anspricht und tendenziell völkisch aufbereitet", Focus zu. Dieses Magazin für den gestylten Rechtsaußen verfährt nach einer „Step-by-Step-Strategie". Da ein etablierter Diskurs nicht oder nur sehr schlecht frontal angegriffen werden kann, muß versucht werden, ihn auszuhöhlen. Dies wird durch Pseudo-Ausgewogenheit in der Themenbehandlung erreicht. Die Gegenargumentation wird in die hinterwäldlerische, moralisierende, tabuisierende Ecke gestellt. Dem treten die Tabubrecher mit ihrer modernen, aufgeschlossenen Argumentation entgegen. In der Behandlung biopolitischer Themen ist lediglich die FR eine kleiner Lichtblick vor dem absolut finsteren Hintergrund der übrigen Presse. Auch Die Zeit verstärkt durch ihre „Pro- und Contra-

Strategie die Sagbarkeit des Diskurses", der auf die Verankerung „eines biologistisch-völkischen Bildes von Mensch und Gesellschaft" zielt.
Das Ergebnis der Untersuchung des Alltagsdiskurses von Gabriele Cleve verwundert überhaupt nicht. Da die völkisch-nationalen Auffassungen in das Alltagsdenken integriert wurden, sind geringere Wahlerfolge der offiziell als rechtsextrem bezeichneten Parteien kein Indiz für das Verschwinden der entsprechenden Auffassungen. Eher im Gegenteil der Effekt einer kollektiven Rechtsentwicklung. Was gestern noch rechtsextrem war, gehört heute zur „Mitte".
Besonders herauszustreichen an diesem Buch ist, daß sich das letzte Kapitel von Siegfried Jäger und Margret Jäger mit Gegenstrategien befaßt. Der theoretischen Analyse werden Vorschläge für die praktische Konsequenz angefügt. Diese sind vor allem auf die Jugendarbeit ausgerichtet. Sie zielen vor allem gegen die stark konventionalistische Prägung der Jugendlichen, die eine wichtige Grundlage für rechte Orientierungen ist. Daß die Gegenstrategien nur erfolgreich sein können, wenn sie von einer breiten „Offensive für die Demokratisierung dieser Gesellschaft begleitet werden", ist selbstverständlich. Und daß es nicht um „Glatzenpflege" geht, wird hier nur erwähnt, da manchmal alle Versuche jenseits „steinerner" und „gewaltiger" Argumente als derartiges verstanden werden.



S. Jäger/D. Kretschmer/G. Cleve/B. Griese/M. Jäger/H. Kellershohn/C. Krüger/F. Wichert, Der Spuk ist nicht vorbei, Völkisch-nationalistische Ideologeme im öffentlichen Diskurs der Gegenwart, DISS, Duisburg 1998, 278 S., 29,– DM



Kein Mensch ist illegal

Handbuch gegen Abschottung, Selektion & Überwachung

„In den letzten Jahren hat sich die symbolische Konstituierung der Flüchtlinge und Migranten als „Nicht-Normale" im öffentlichen Diskurs verfestigt. Weitere Formen von Ausgrenzung und Abschottung gegenüber Flüchtlingen werden folgen. Auch wenn sich die hegemoniale Politik zur Zeit noch von rassistischer Gewalt distanziert, so ist doch der herrschende Diskurs bereits „ethnisch gesäubert" und der Protest gegen rassistische Rhetorik der politischen Eliten bleibt auf minoritäre Gruppen beschränkt." Zu diesen minoritären Gruppen zählen sich wohl auch die Verfasser dieser Zeilen: Die Herausgeber dieser Broschüre: JungdemokratInnen /Junge Linke.

Nach einer ausführlichen theoretischen Einführung über den Rassismusbegriff, die mediale Verarbeitung von Einwanderung, „Ausländerkriminalität" und „Integration", die Geschichte des Asylrechtes, einschließlich einer Paragraphenkunde, über Betrachtungen der Grenzfahndung, Abschiebungen und Abschiebehaft bis hin zu den Auswirkungen des Schengener Abkommens erhalten wir Darstellungen der Kampagne „sans papiers" in Frankreich und „kein mensch ist illegal" in Deutschland.

Dies ist wohl auch eine der wenigen Broschüren, in denen dem Aufruf des „Internationalen Menschenrechtsvereins" in Bremen zur Karawane der Flüchtlinge so viel Raum gewährt wird, aber auch kritische Stimmen zur Kampagne „kein mensch ist illegal" erscheinen; die beiden Papiere der Antirassistischen Initiative aus Berlin sind hier dokumentiert.

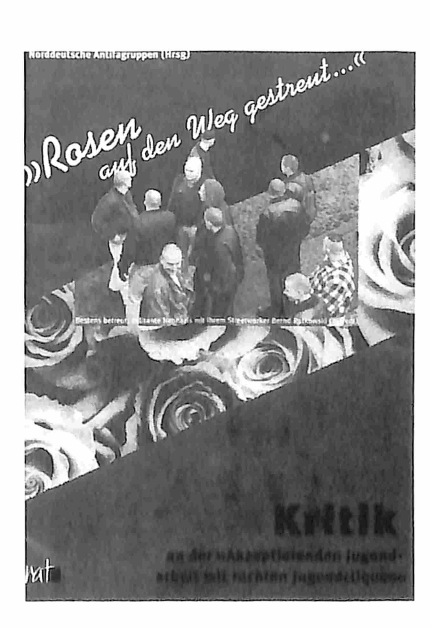
Zum Ende wird der geneigten LeserIn noch eine Literaturliste und Adressen von in diesem Bereich tätigen Organisationen und Initiativen dargereicht.

Kontakt: JungdemokratInnen /Junge Linke
Rosa-Luxemburg-Str. 19
10178 Berlin
www.jungdemokraten.de

„Rosen auf den Weg gestreut ... "

Kritik an der „Akzeptierenden Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen"

Wer bei Veröffentlichungen der Antifa schon gelangweilt abwinkt und die Arroganz pflegt, sich das schenken zu können, sollte diese Broschüre nicht bestellen. Sie stellt eine große Gefahr dar, die sorgsam gepflegte Überheblichkeit zusammenbrechen zu lassen. Wer plumpen Agitprop oder platte Sprüche erwartet, wird tief enttäuscht werden. Die norddeutschen Antifagruppen haben eine hervorragende Broschüre zur „Akzeptierenden Jugendarbeit mit rechten Jugendlichen" herausgegeben. Diese Projekte, deren Ausgangsvoraussetzungen schon gelinde gesagt falsch sind – verlangen sie doch zumindest ein rechtsradikales Weltbild als Eintrittskarte zur sorgsamen sozialpädagogischen Betreuung – verhalten sich dann im weiteren Verlauf zuhörend und akzeptierend. Es handelt sich dabei nicht um Ansätze, die versuchen die Einbindung von Jugendlichen in rechte Cliquen und Organisationen zu verhindern, sondern um verständnisinnige Konzepte, die oft überhaupt erst die logistische Basis für rechtsradikale Kader bieten. Verschiedene Projekte werden dargestellt und kritisiert. Auch erfolgversprechende Ansätze, die versuchen gerade ein Klima zu schaffen, das rechtsextreme Einstellungen nicht akzeptiert. Denn die große Aufmerksamkeit auf das seelische Wohl der ach so armen Faschisten ist einerseits Belohnung für entsprechendes Auftreten und andererseits die klassische Täteropferverkehrung. Den Vorwurf für gesellschaftliche Akzeptanz rechtsextremer Einstellungen beizutragen, ist den gewaltpräventiven Projekten sowieso zu machen, da sie oft kaum Interesse an der Veränderung der politischen Einstellungen ihres Klientels haben. Bleibt noch zu sagen, daß einzelne Projekte natürlich nur bei entsprechendem Umfeld erfolgreich verlaufen können, d.h. eben keine Akzeptanz rechtsextremer Einstellungen in der Bevölkerung, keine Perspektive rechtsaußen Aufmerksamkeit und Unterstützung zu finden. Rechtsextreme sehen sich in der Regel nur als konsequentere Vertreter dessen, was die Anderen doch auch denken.



Norddeutsche Antifagruppen (Hrsg.), „Rosen auf den Weg gestreut... ", Kritik an der „Akzeptierenden Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen"
rat – reihe antifaschistische texte
c/o Schwarzmarkt, Kleiner Schäferkamp 46
20357 Hamburg
4,– DM, Versand 5,–DM nur Vorkasse

Rassismus – Von der Beleidigung zum Mord

Welches innenpolitische Szenario würde wohl ablaufen, wenn weite Teile Deutschlands für Banker, das politische Establishment, die Vertreter von Industrie und Kapital nur unter Gefahr für Leib und Leben zu betreten wären. Dem ist nicht so, das trifft nur für die zu, die ein anderes Erscheinungsbild haben als dort für ihre Gesundheit zuträglich ist. Daß sie über keine nennenswerte Lobby verfügen und auch nicht auf Sympathie in der weniger gewalttätigen Bevölkerung stoßen, läßt sich dann an der verständnisvollen Haltung gegenüber den Tätern erkennen. Das ist in anderen Ländern auch nicht anders, wie die Beispiele in diesem Buch eindrucksvoll zeigen. Rassismus ist eine der mörderischsten Facetten unserer Gesellschaft. Marie Agnès Combesque will die „ist-doch-alles-halb-so-schlimm“ und „das-wird-doch-alles-nur-hochgespielt“ Fraktion genauso erreichen wie die immer und ewig Ahnungslosen. Das Buch enthält neben den hervorragend erzählten Kurzgeschichten einen Sachteil mit gut ausgewählten Grundinformationen. Mit 120 Seiten ist es auch für Lesemuffel nicht abschreckend dick geraten. Eine sehr empfehlenswerte Möglichkeit, träge Zeitgenossen vielleicht doch noch in Bewegung zu setzen.

Marie Agnès Combesque, Rassismus, Von der Beleidigung zum Mord
Edition „Ich klage an!“
Elefanten Press Verlag, Berlin 1998, 19,90 DM

Der Haß, die Angst und die Demokratie

Einführung in eine Sozialtherapie des Rassismus

Charles Rojzman wirft wichtige Fragen in seinen Betrachtungen über die Therapierbarkeit von Rassismus auf: „Aber ist es denn wirklich eine Demokratie, in der wir leben?“
Er meint, daß die Methode der rationalen Aufklärung unzureichend ist, da sie die emotionalen Grundlagen des Rassismus nicht berühren. Er kommt zu Erkenntnissen, die auf den kulturkritischen Ansätzen der Psychoanalyse beruhen.
„Man muß sich vergegenwärtigen, daß der Mensch von seiner Geburt an nach Sicherheit und Schutz strebt. Dieses Bedürfnis ist lebenswichtig, da ein schutzloses Neugeborenes kaum eine Überlebenschance hat.“ Recht hat der Mann, aber müssen wir seiner Sozialtherapie folgen, wenn wir dabei bedenken müssen, „daß der Homo sapiens nicht nur ein vernunftbegabtes Wesen ist, sondern daß er gleichzeitig eine gespaltene und widersprüchliche Persönlichkeit hat, ein Homo demens ist und wahrscheinlich auch bleiben wird. Dies muß berücksichtigt werden, und darüberhinaus muß in der Erziehung und in der gesellschaftlichen Praxis ein Raum geschaffen werden, wo man über diese mysteriöse Ambivalenz sprechen kann. Es muß versucht werden, die Zustände zu heilen, die Freud als ‚Gemeinschaftsneurosen‘, ‚soziale Neurosen‘ und als ‚Pathologie der kulturellen Gemeinschaften‘ bezeichnet hat.“

Na denn!
Wer`s trotzdem lesen will:
Verlagsausliefeung Dr. Glas
Tegernseer Landstr. 161
81539 München





Weggesperrt zum Abtransport

Broschüre und Ausstellung zur Abschiebehaft in Sachsen

Die Abschiebehaftgruppe beim Flüchtlingsrat Leipzig hat jetzt den Katalog „Abschiebehaft in Sachsen/Weggesperrt zum Abtransport“ zur gleichnamigen Wanderausstellung als Broschüre herausgebracht. Neben der Beschreibung der Situation im Abschiebeknast Sachsen und der Schilderung von Einzelfällen, enthält die Broschüre auch ausführliches Hintergrundmaterial zu Fluchtursachen, Situationen in einzelnen Ländern sowie zu den juristischen Rahmenbedingungen in der BRD.

Die Broschüre kostet 7,– DM incl Porto, ab 5 Exemplaren 5,– DM. Die Ausstellung kann zum Preis von 200,– DM, bzw. 100,– DM für Gruppen in der Flüchtlingsarbeit, ausgeliehen werden.
Bestelladresse: Abschiebehaftgruppe beim Flüchtlingsrat Leipzig e.V.
Magazingasse 3, 04109 Leipzig,
Tel./Fax 0341/961 38 72.

Eine „Illegale“ als Filmheldin

Suzie Washington – Ein Film von Florian Flicker

Tagtäglich lesen wir über Flüchtlinge, die beim Versuch ohne Paß die Grenzen zu überwinden, festgenommen werden und in Untersuchungsgefängnissen oder gesonderten Sektoren von Flughäfen auf ihre Abschiebung warten. Die Mehrheit, die sofort zurückgeschickt wird, taucht in unseren Medien gar nicht auf. Sie kommen höchstens als nackte Zahlen in den Statistiken vor. Da sie im offiziellen Sprachgebrauch als „Illegale“ abgestempelt werden, der deutsche Stammtisch benutzt noch ganz andere Ausdrücke, interessiert sich in der Regel niemand für die Motive, die diese Menschen veranlaßt, trotz aller Gefahren die Flucht zu wagen. Daher ist es schon erfreulich, daß die Heldin des Spielfilms „Suzie Washington“ eine Flüchtlingsfau aus Armenien ist. Sie will ihren in den USA lebenden Onkel besuchen. Doch der Trip endet schon am Flughafen, weil ihr Visa gefälscht ist. Mit dem nächsten Flugzeug wird sie wieder in ihre Heimat zurückgeschickt. Doch dann kommt ihr ein Zwischenfall zur Hilfe. Ein iranischer Flüchtling, der ebenfalls auf die Abschiebung in sein Heimatland wartet, nimmt in seiner Verzweiflung Flughafenpolizisten als Geißeln. Im allgemeinen Durcheinander kann Suzie Washington als Putzfrau verkleidet fliehen. In diesem Outfit öffnen sich ihr alle Türen und niemand wird mißtrauisch. Das ist auch nicht verwunderlich, sind es doch häufig ausländische Putzkräfte, die für den Glanz in Bahnhöfen und Flughäfen sorgen. Ist der Film an diesem Punkt sehr realistisch, gleitet er später in Fiktion ab. Suzies Erlebnisse in Österreich müssen eher unter dem Genre Abenteuerfilm als unter Flüchtlingsschicksal abgebucht werden. Doch die Sympathie bleibt immer bei ihr, auch wenn sie sich mehrmals nur mit kleinen kriminellen Tricks aus der Schlinge ziehen kann. Zu einem richtigen Spielfilm gehört natürlich auch eine Liebesaffäre. Ausgerechnet mit dem Inhaber einer Herberge an der deutsch- österreichischen Grenze freundet sie sich an. Doch zum Glück kriegt der Film noch die Kurve und endet nicht in einer kitschigen Lovestory.

Wer mehr wissen will, muß den Film schon selber ansehen. Wer aus dem Kino kommt, wird der Parole „Kein Mensch ist illegal“ bestimmt zustimmen. Der Vorteil des Spielfilms ist ja gerade, daß er von vielen Menschen gesehen wird, die dem nicht sowieso schon zustimmen.

Peter Nowak

Der Film „Suzie Washington“ startet am 31.12.98 bundesweit.

Themenschwerpunkte:

1992
Nr. 2 Greift ein! – Schaut nicht länger weg
Nr. 3 Wer schweigt stimmt zu
Nr. 4 Los Angeles, Mannheim, Hoyerswerda
Nr. 5 Roma/Rostock (vergriffen)

1993
Nr. 6 Gleiche Rechte für Alle/Lagerkampagne (vergriffen)
Nr. 7 Rassismus und Medien (vergriffen)
Nr. 8 Ausweisung und Abschiebungen (vergriffen)
Nr. 9 Bleiberecht für VertragsarbeiterInnen (vergriffen)

1994
Nr. 10 Rassismus und Bildung
Nr. 11 Innere Sicherheit
Nr. 12 Rassismus und Soziale Frage
Nr. 13 Polizei und Justiz

1995
Nr. 14 Deutscher Antirassismus? Gemeinsame Ausgabe mit Off Limits
Nr. 15 Illegalisierung
Nr. 16 Europa
Nr. 17 Alltag-Kultur-Rassismus

1996
Nr. 18 VietnamesInnen in Berlin, Gemeinsame Ausgabe mit Arranca!
Nr. 19 Einwanderungspolitik
Nr. 20 Ökologie
Nr. 21 Balkan, Krieg und Flucht

1997
Nr. 22 City 2000
Nr. 23 Mobilität
Nr. 24 Globale Migrationskontrolle
Nr. 25 Arbeit mit Illegalisierten – Wege aus der Illegalität

1998
Nr. 26 MigrantInnen auf dem Arbeitsmarkt
Nr. 27 Antirassistische Jugendarbeit
Nr. 28 Innere Sicherheit light – Alternative Sicherheitskonzepte

ANTIRASSISTISCHE UND ANTIFASCHISTISCHE TELEFONE IN DER BRD

Aachen
Antifa/Antira Infobüro
02 41/3 48 68

Bayreuth
Neues AntiraTelefon
0951/603 08 74

Berlin
Antirassistisches Telefon
030/785 72 81
mo 17.30h-21h, di 19-21h,
do 17–19h

Bielefeld
AntiDiskriminierungsBüro
05 21/6 40 94
mo-fr 10–13 & di 18–20h

Bremen
Anti-Rassismus-Büro
04 21/70 64 44
di 15–19h

Delmenhorst
Infotelefon
0 42 21/1 78 15

Dortmund
Infotelefon Dortmund
02 31/41 66 65

Düsseldorf
Nottelefon gegen Rassismus
02 11/9 92 00 00
24 Stunden

Erlangen
Infobüro gegen Rassismus
0 91 31/20 22 68
di. 10–12

Essen
Anti-Rassismus-Büro
02 01/23 20 60

Giessen
Antirassistisches/– antifaschistisches Notruftelefon
04 61/79 14 64
mo–sa 19–20h, so 20–21h

Hamburg
Antirassistisches Telefon
0 40/43 15 87
mo–sa 9–23h

Kassel
Büro antirassistischer Initiativen
05 61/1 79 19

Lübeck
Antifaschistisches Telefon
04 51/7 02 07 48
täglich außer so & di,
18–21h

Passau
Infotelefon Antifa
08 51/3 61 06
fr 16–18h

ZAG-Bestellpostkarte:

Ich abonniere die ZAG ab der Nr.......... und erhalte ein ZAG Jahresabo, vier Ausgaben zum Preis von 24,– DM.

- ❐ Auslandsabo zu 35,– DM
- ❐ Förderabo in Höhe von..........DM.
- ❐ Bitte schickt mir als Willkommen kostenlos den Jahrgang 1996 (Nr. 18 – 22) oder
- ❐ Bitte schickt mir die Mumia-CD

Das Geld überweise ich auf das Konto der
Antirassistische Initiative Berlin e.V.
Bank für Sozialwirtschaft e.V.
BLZ 100 205 00
Stichwort ZAG
Konto: 303 96 01

❐ Ich benötige eine Rechnung
Name: ....
Straße: ....
Ort: ....

Datum: ....Unterschrift ....

ZAG/Antirassistische Initiative
Yorckstr. 59, HH
D–10965 Berlin

ZAG im Abonnement

Wer die Zag regelmäßig lesen möchte, sollte abonnieren. Ein ZAG-Jahresabo, (4 Ausgaben) kostet 24,– DM, (Ausland 35,– DM) inkl. Versandkosten. Lieferung nur gegen Vorauskasse. Bitte füllt die Bestellung und die Überweisung vollständig aus, also mit Name, Adresse und Wohnort. In der Abo-Verwaltung taucht immer wieder das Problem auf, daß wir wegen mangelnder Angaben nicht wissen, an wen oder wohin wir die ZAG schicken sollen. Überweisungen ohne Angabe von Namen oder Abo-Nummer können nicht gebucht werden. Wer die Arbeit der ZAG zusätzlich unterstützen will, zeichne ein Förderabo oder spende an die Antirassitische Initiative. (Spenden sind steuerlich absetzbar). Läden, Buchhandlungen oder Gruppen, die mindestens 5 Ausgaben pro Nummer bestellen, erhalten die ZAG auf Wunsch auf Kommission und mit 20 % Widerverkauferrabatt. Ältere Ausgaben der ZAG, soweit nicht vergriffen, können bei uns nachbestellt werden